

# Metallarbeiter-Zeitung

## Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugpreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 15 Pfennig  
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,  
Berlin S. 14 — Postfachkonto Stuttgart Nr. 6803

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer  
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Rößlestraße 16  
Fernsprecher S.-N. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag  
Anzeigenpreis: Für die 10 gespaltene Millimeterzeile 1,80 M.  
Eingetragen in die Reichspostzeitungsliste

### Können „wir“ höhere Löhne zahlen?

In einer ausgezeichneten Aufsatzreihe hat die Gewerkschaftszeitung nachgewiesen, erstens, daß die deutsche Wirtschaft seit rund einem Jahre einen höchst erfreulichen Aufschwung genommen hat; zweitens, daß ein reiches Segen sich daraus auf die Unternehmungen, das heißt auf Kapitalisten und Besitzende ergossen hat; und drittens, daß in dieser ganzen Zeit zwar die Preise — sowohl im Großhandel wie die Kosten der Lebenshaltung — nicht unerheblich gestiegen sind, die Arbeitslöhne aber zum mindesten unverändert geblieben sind. Es wäre dringend zu wünschen, daß jeder Arbeiter diese lehrreichen Ausführungen (erschienen im Juni d. J. in Nr. 24, 25 und 26 der Gewerkschaftszeitung) liest. Besonders möchte ich auf den zweiten Aufsatz (in Nr. 25) aufmerksam machen, der übersichtlich zusammenstellt, welche Steuererleichterungen den Kapitalisten gewährt worden sind, welche un-mittelbaren Unterstützung aus der Reichskasse manche Unternehmungen bekommen haben und welche gewaltigen Summen an Steuern die Unternehmer noch überdies einbehalten, vorläufig nicht abgeliefert haben. Wer hätte gedacht, daß allein an Besitz- und Verkehrssteuern seit dem 1. Januar d. J. noch 550 Millionen Mark rückständig sind! Daß die Zigarettenindustrie mit 40 Millionen Mark Verbrauchssteuern, die sie von den Käufern vereinnahmt hat, derart zurückhält, daß das Ministerium die Hoffnung, sie überhaupt zu kriegen, bereits aufgegeben hat. Mit Recht schließt die Gewerkschaftszeitung ihre Darlegungen mit der Feststellung, daß nach alledem Lohnhöhungen nicht nur möglich, sondern dringend erforderlich sind. Sie sind es um so mehr, weil die wirklich gezahlten Löhne tief unter den Summen stehen, die in der Statistik angegeben sind. So sollen zum Beispiel nach den amtlichen Angaben im 1. Vierteljahr 1927 die ungelernen Arbeiter in Deutschland 34,80 M., die gelernten 46,50 M. die Woche bezogen haben. Der Gesamtdurchschnitt müßte danach weit über 35 M. liegen. Nun aber veröffentlicht das Institut für Konjunkturforschung — das von demselben Direktor geleitet wird wie das Statistische Reichsamt — eine Berechnung an Hand der verkauften Versicherungsmarken, woraus hervorgeht, daß von allen in Deutschland beschäftigten Arbeitern (es sind rund 15 Millionen Männer und Frauen) 65 vH, das heißt zwei Drittel in den ersten drei Monaten dieses Jahres tatsächlich weniger als 30 M. Wochenlohn bekommen haben. Darunter 56 vH, also immer noch weit mehr als die Hälfte, sogar weniger als 24 M!

Moment ausreichen, um die produktionsverfeuernde Wirkung der Lohnherabsetzung wieder auszugleichen?

Das — so meint der Verfasser — kann man nicht ohne weiteres behaupten. Denn erstens wird nur ein Teil der zusätzlichen Kaufkraft dem Absatz industrieller Waren zugute kommen; zweitens genügt nicht eine Vermeidung von Preissteigerungen, vielmehr müssen die Waren billiger werden, um die Ausfuhr zu vergrößern; endlich drittens „gibt es viele Betriebe, die durch Lohnsteigerungen schwer geschädigt, wenn nicht ruiniert werden würden.“

Eine endgültige Schlussfolgerung vermeidet der Verfasser; er weist nur noch darauf hin, daß das Erliegen zahlreicher rüstständiger Betriebe, desgleichen die stärkere Maschinenanwendung (um die höheren Löhne nicht zu zahlen) die Arbeitslosigkeit verschlimmern könnte, zugleich aber auch den Kapitalbedarf erhöhen würde. Außerdem würden höhere Löhne in der Industrie die Landflucht vermehren und damit die Lage der Landwirtschaft verschlechtern („die Landwirtschaft“ sind hier offenbar wieder nur die Besitzer). Und überdies sei der freie Wettbewerb so weitgehend ausgeschaltet, daß trotz allem mit keiner allgemeinen Verbilligung der Waren zu rechnen sei. Offenbar alles Dinge, auf die „wir“ es nicht ankommen lassen dürfen!

Man sieht, wie diese ganze kühle, „rein sachliche“ Erörterung die Arbeiter als Menschen, die Arbeiter als große und wichtigste Teil der Völker überhaupt nicht mit in Betracht zieht. Denn sonst stände doch die Frage so, ob nicht durch die bessere Lebenshaltung jener 90 vH alle die schlimmen Folgen, wenn sie wirklich eintreten, reichlich aufgewogen würden. Oder, falls dann etwa die Arbeiter wirklich noch größerer Arbeitslosigkeit und zuletzt dem nackten Verhungern ausgesetzt wären, dann müßte, wer nicht so ganz „rein sachlich“ die Dinge unterjucht, die Frage aufwerfen, was für einen Sinn wohl eine Wirtschaft hat, die nur bestehen kann, solange 90 vH der Menschen nahe an Verhungern sind! Ob es nicht höchste Zeit ist, einer solchen Wirtschaft ein Ende zu machen und sie durch die planmäßige Bedarfsdeckung des Sozialismus zu ersetzen.

Doch solche Gedanken kommen dem Verfasser nicht. Er begnügt sich, nachgewiesen zu haben, daß „wir“ keine höheren Löhne zahlen können. Wenn das am gemeinen Volke der ehrlichen bürgerlichen Wissenschaft geschieht, dann kann man sich vorstellen, was die Unternehmer, auf die es doch schließlich ankommt, zu den Mahnungen der Gewerkschaftszeitung sagen werden. Zumal sie sich jetzt auf das „unparteiische Urteil der Wissenschaft“ berufen können.

### Steuerschande

Unter dieser Überschrift geht ein Aufsatz des Genossen F. Strödel durch die Arbeiterpresse, aus dem wir folgendes wiedergeben: Jetzt können wir mit amtlich genau ermittelten Zahlen nachweisen, daß die Ausrede der bürgerlichen Parteien, die steuerliche Begünstigung des Geldsacks im Reiche finde ihre Korrektur durch die Besteuerung der Länder und Gemeinden, nichts als Schwindel war!

Nach der vorliegenden neuen Steuerstatistik betragen sämtliche Steuern im Reich, Ländern, Gemeinden und Gemeindeverbänden 10 100 Millionen Mark gegenüber 4058 Millionen im Jahre 1913. Das ist eine zahlenmäßige Erhöhung um 150 vH oder auf das 2,5fache. Unter Berücksichtigung des Geldwertes bleibt — bei einem Lebenshaltungsindex für 1925 von 140 — eine Steigerung um 78 vH, auf rund das 1,8fache übrig. Das herrliche Stahlbad des Krieges hat uns diese Steuerermehrung beschert! Freilich hat das deutsche Geldsackbürgertum nicht die geringste Ursache, über die „Steuerdrosselung“ zu jektieren. Denn das Mehr an Steuern wird nicht vom Besitz, sondern, wie wir gleich sehen werden, von den Arbeitern und dem Mittelstand ausgebracht.

Wie verteilen sich nun die deutschen Steuern auf die verschiedenen Bevölkerungsklassen? Die folgende Übersicht gibt darüber einen Aufschluß.

Von den Gesamteinkünften des Reiches, der Länder und der Gemeinden (einschließlich Gemeindeverbände) entfielen in den Rechnungsjahren (in Millionen Mark):

A. Besitzsteuern		
auf Einkommensteuer	1913 1400	1925 1088 (ohne Lohnst.)
= Vermögenssteuer	79	270
= einmalige Vermögensabgabe	1	61
= Grunderwerbsteuer einschließl. sich Wertzuwachssteuer	145	184
= Erbschaftsteuer	61	27
= Vermögensverkehrssteuer	250	320
<b>Zusammen Besitzsteuern</b>	<b>1886</b>	<b>1960</b>
B. Massensteuern		
auf Zölle und Verbrauchssteuern	1415	2301
= Verkehrssteuern	45	384
= Umsatzsteuer	—	1411
= Hauszinssteuer	—	1260
= Lohnsteuer	—	1367
<b>Zusammen Massensteuern</b>	<b>1460</b>	<b>6628</b>
C. Gemischte Steuern		
auf Steuern vom Grundbesitz und Gewerbebetrieb	662	1517
<b>Zusammen A bis C</b>	<b>4058</b>	<b>10100</b>

Hieraus ist zu ersehen, daß die Besitzsteuern 1925 nicht höher als 1913, obwohl sich die Gesamtsteuerlast auf das 2,5fache erhöht hat!

Sie waren sogar noch niedriger als 1913, dann 1960 Millionen heutige Reichsmark sind nicht mehr als 1400 Millionen Friedensmark. Da sich aber der Besitz vom Steuerzahler drückte, mußten die Massensteuern — Zölle und Verbrauchssteuern, Verkehrssteuern, Umsatzsteuer, Hauszinssteuer und Lohnsteuer — auf das Vierundeinhalbfache erhöht werden! Von 1460 auf 6628 Millionen Mark!

Um diese Ungeheuerlichkeit zu entschuldigen, hat man auf das gleichfalls beträchtliche Steigen der von den Ländern und Gemeinden erhobenen Steuern vom Grundbesitz und Gewerbebetrieb hingewiesen, die von 662 Millionen Mark im Jahre 1913 auf 1517 Millionen im Jahre 1925 anwuchsen. Aber erstens ist das nur eine Steigerung um 855 Millionen gegenüber einem Mehr von 5168 Millionen bei den Majorensteuern, und zweitens sind die Grund- und Gewerbesteuern keineswegs den Besitzern zuzuzählen. Ein großer Teil davon wird von kleineren Besitzern und Kleingewerbetreibenden aufgebracht, die dem Proletariat ihrer harten Arbeit und ihrer Lebenshaltung nach viel näher stehen, als dem Geldsackbürgertum!

Es steht also unabweisbar fest: mindestens zwei Drittel aller Steuern in Deutschland werden von den schwer arbeitenden und kümmerlich lebenden Massen des Proletariats und des kleinen Mittelstandes aufgebracht, und knapp ein Drittel vom Besitz!

### Wohnungsnot

Unzählige Menschen in Deutschland entbehren heutzutage des nötigen Wohnraumes. Wieviel es sind? Das weiß man nicht einmal! Und diese Tatsache allein ist bezeichnend; sie führt uns mitten in den Kern des Übels hinein. Denn sie zeigt, daß trotz aller „Zwangswirtschaft“ (der Leier weiß, daß wir Sozialisten unter Zwangswirtschaft denn doch etwas mehr verstehen als die behördliche Festsetzung der Mietpreise für einen Teil der Wohnungen) — sie beweist, daß trotz aller angeblichen Zwangswirtschaft platonisch losgewirtschaftet wird. Die Schätzungen gehen weit auseinander. Das Statistische Landesamt in Preußen hat ausgerechnet, daß es dort — also allein im Staate Preußen — rund 1 250 000 mehr Familien als Wohnungen gibt; trotzdem sollen aber nur 600 000 Wohnungen fehlen. Ob da angenommen wird, daß immer zwei Familien in eine Wohnung zusammenziehen sollen? Ein anderer Statistiker kommt für ganz Deutschland auf 1 500 000 fehlende Wohnungen. Dagegen will eine Zählung im Jahre 1925, die sich nur auf 85 preussische Städte (Groß- und Mittelstädte von 50 000 Einwohnern an) erstreckte, allein in diesen Städten 1 500 000 fehlende Wohnungen festgestellt haben, während der Deutsche Städteetat vor zwei Monaten den Bedarf an kleinen und kleinsten Wohnungen auf 250- bis 300 000 angegeben hat. Im Mai hat nun bekanntlich eine Wohnungs-zählung stattgefunden. Vielleicht wird sie endlich Licht in die Sache bringen. Aber ist es nicht bezeichnend, daß wir nun schon 9 Jahre lang an der entsetzlichen Wohnungsnot leiden, ehe man sich auch nur zu einer allgemeinen Zählung aufrafft?

Was ist nun bisher geschehen, um einem so dringenden Bedarf abzuhelfen? In rund 90 deutschen Groß- und Mittelstädten sind im Jahre 1925 etwa 50 000 Wohnungen gebaut worden, 1926 etwa 75 000. Man vergleiche, daß oben für 85 Städte der Bedarf auf 1 500 000 angegeben war. Aber selbst wenn wir die niedrigeren Zahlen der anderen Schätzungen vergleichen, wie weit bleibt doch das Wollen hinter dem Vollbringen zurück!

Zunehmend, die Bautätigkeit hat doch stark zugenommen. 50 vH mehr Wohnungen sind 1926 fertig geworden als 1925. Wenn es so weitergeht, dürfen wir vielleicht hoffen, trotz alledem einmal aus dem Wohnungselend herauszukommen. Und fast hätte es den Anschein. Im ersten Vierteljahr 1927 sind in den Städten 90 000 Wohnungen fertig geworden. Das ergäbe fürs ganze Jahr schon 82 000, und da im Sommer mehr gebaut wird als im Winter, dürften wir auf ein noch größeres Ergebnis hoffen. Gewiß, berechnete das noch keineswegs zu übertriebenen Erwartungen; es war immer noch ein Schneden-tempo gegenüber der Masse der fehlenden Wohnungen, und dabei war noch gar nicht in Rücksicht gezogen, daß ja auch der Bedarf von Jahr zu Jahr wächst. Aber es war doch innewein eine Hoffnung.

Da plötzlich tritt Stodung ein. Noch wird ja gebaut, aber von allen Seiten ertönen die Klagen, daß man das für dieses Jahr vorgelegene Bauprogramm nicht werde ausführen können. Schon für Juli, mitten im Sommer, befürchten manche den Stillstand. Die begonnenen Bauten wird man fertigstellen, aber neue nicht mehr beginnen. Das Geld reicht nicht.

Wie ist denn das möglich? Haben die Bauherren oder die Bauunternehmer so falsch gerechnet? Na, nein, ihre Rechnungen stimmen schon. Aber als die Bautätigkeit 1926 einen so hoffnungsvollen Aufschwung nahm, als die Städte und andere Bauherren ihre großen Pläne für das kommende Jahr aufstellten, da trat ein, was in der kapitalistischen Wirtschaft ganz unvermeidlich ist: die starke Nachfrage steigerte die Preise der Baustoffe. Alle die Kapitalisten, die Baumaterial schafften oder mit Baumaterial handelten, fanden sich in der Lage, die Konjunktur auszunutzen, wie man das in der kapitalistischen Sprechweise nennt und was die höchste Tugend des Kapitalisten ist. Und was daraus folgte, das mögen ein paar Beispiele zeigen. Es folgten:

	1000 Meter Netze	1 cbm Balken	1 cbm Schalbreter	1 t. Stab- eisen	100 qm Dachpappe
1925	17,50	58,—	41,—	135,—	23,—
1. 1926	29,—	80,—	59,—	170,—	39,—
2. 1926	32,88	81,—	55,—	178,—	44,—
1. 1927	37,25	86,—	68,—	180,—	45,15

# Wohlfahrt und Wohltätigkeit

Wohlfahrt sind nicht sämtliche Baustoffe in dem gleichen Maße teurer geworden. Portlandzement, der vor dem Kriege 32,60 M die Tonne kostete, stand schon im Dezember 1926 auf 50 M und ist seitdem auf 49,30 M zurückgegangen. Zinkblech — vor dem Kriege 54,10 M der Doppelzentner — ist von Dezember 1926 bis Mai 1927 von 81,58 auf 73 M gesunken. Aber doch reicht die Preissteigerung der meisten Baustoffe aus, um das Bauen insgesamt recht erheblich zu verteuern. Alle Baustoffe zusammen genommen (wobei also die Verbilligung einzelner schon berücksichtigt ist) waren im Dezember 1926 um 48 M teurer als 1913, im Mai 1927 um 60 M teurer. Der auf etwas andere Weise berechnete Baukostenindex für Berlin stieg sogar in derselben Zeit von 164 auf 175. Das in der kurzen Frist von nur 4 Monaten!

Es ist wirklich nicht zu viel gesagt, daß angeht die Entwicklung alles, was sich einigermaßen für die Wohnungsversorgung verantwortlich fühlt, gerade zu Kopf steht. Man weiß, daß der Berliner Stadtbaurat schon wiederholt die „Flucht in die Öffentlichkeit“ angetreten hat. Sein ganzes schönes Programm liegt in Scherben. 25 000 Wohnungen wollte er 1927 für Berlin schaffen. Nur 5000 sind bisher in Angriff genommen, und dabei wird nun wohl bleiben, wenn nicht die Preise sinken oder neues Geld herbeigeschafft wird. Aber wie sollte das wohl gehen? Wenn nicht mehr gebaut wird und die Nachfrage aufhört, dann werden die Preise allerdings wohl sinken, aber dann ist es zu spät, dann sind wieder hunderte von Monaten — oder auch Jahre — ungenutzt vorübergegangen. Und so versteht man wohl, daß zum Beispiel die Hamburger Zeitschrift Wirtschaftsdienst das Wohnungsproblem auf die Art, wie man es bisher angefaßt hat, für unlösbar erklärt.

Aber wie soll man es sonst machen? Das Hamburger Blatt zählt allerlei Einzelgründe des Versagens auf, namentlich das schiefweilige Aufstellen und Bekanntheit der Pläne, was jedesmal eine Preissteigerung der Baustoffe zur Folge habe. Es schlägt dagegen größere Planmäßigkeit vor, ein Reichswohnungsbauprogramm auf lange Sicht. Da können sich die beteiligten Industrien darauf einrichten.

Zweifellos würde eine größere Planmäßigkeit vieles bessern. Nur soll man sich auch da keinen übertriebenen Hoffnungen hingeben. Wirkliche Planmäßigkeit ist mit dem Kapitalismus unvereinbar. Helfen kann nur eine völlig durchgeführte Planmäßigkeit. Die aber kann sich nicht auf den Wohnungsbau beschränken. Wie will man denn planmäßig das ganze Reich mit Wohnungen versorgen, wenn man nicht eben planmäßig den Hausbedarf heranschafft, was wiederum die Planmäßigkeit der Versorgung mit Kohlen, mit Holz, mit Metallen usw. bedingt! Auch das Reichswohnungsbauprogramm wäre nur eine halbe Maßregel. Früher oder später müssen wir uns doch entschließen, zur vollen Planmäßigkeit, das heißt zum Sozialismus überzugehen.

## Die Sacharbeiterfrage in Deutschland

Der durch den Krieg verursachte Geburtenausfall, also der in den Jahren 1915 bis 1919, wird sich, was die Möglichkeit der Lehrlingshaltung angeht, vom Jahre 1929 an in der Weise auswirken, daß von da an vier Jahre lang einfach nicht die genügende Anzahl junger Menschen zur Verfügung stehen wird, die man braucht, um die erforderliche Zahl Sacharbeiter für die Jahre ab 1932 auszubilden. Eindeutlich zeigt sich dieser Umstand in dem Zahlenbild aus, das wir hier folgen lassen:

Geburtsjahr	Schuljahr 1926	Schuljahr 1927	Schuljahr 1928	Schuljahr 1929
1914	1298900	1917	1931	717400
1915	1210500	1918	1932	659900
1916	793000	1919	1933	696600

Ein gewaltiger Sprung zeigt sich in den Jahren von 1914 zu 1916. Wir werden da im Verhältnis der Schuljahre 1928 zu 1930 einen Geburtenausfall von über 500 000 zu verzeichnen haben. Wohl gemerkt, das sind die Zahlen für das ganze Reich! Der Verlust des Lehrlingsangebots wird erreicht werden im Jahre 1932, wo wir im Reich nur 650 000 Lehrlinge im Verhältnis zu 1928 mit 1 293 900 Lehrlingen ausbilden können. Der Mangel wird durch ein Zahlenbild des statistischen Amtes in Berlin für diese Stadt noch besonders hervorgehoben werden soll:

Geburtsjahr	Schuljahr 1926	Schuljahr 1927	Schuljahr 1928	Schuljahr 1929
1911	71449	1915	1929	29635
1912	68479	1916	1930	17117
1913	61444	1917	1931	38516
1914	51909	1918	1932	33862

Die Jahre 1929 und 1930 haben zusammen noch lange nicht soviel Schuljahrgänge wie das Jahr 1927, das sich schon auf der absteigenden Linie bewegt. Man kann auf Grund solcher Zahlen einen Nachschubmangel leicht voraussetzen. Es bleibt nur zu erörtern, ob die Wirtschaft einen solchen Mangel tragen kann oder ob es nicht besser sei, schon im Jahre 1927 und 1928 vorzubeugen. Will man 1929 und 1930 junge Leute einstellen, die zwei oder drei Jahre arbeitslos waren — oder nicht mehr arbeiten konnten — so ist das in den Jahren 1927 und 1928 zu erwägen? Diese Frage wäre auch in anderen Kreisen aufzuwerfen, obgleich zentralistische Schiedsgerichte vorhanden sind, industriellen Arbeiter in Betrieben unterzubringen. Oder wollen wir diese Unbekannten Jahre wirklich einmal als eine Kampagne betrachten, nur zu die wenigen, die auf eine Beschäftigung warten, ungenutzt verstreuen?

Wir leben in einer Zeit, wo ein Sacharbeitermangel, der im Kriege geltend hat, in der Ausbildung gelitten hat. Von kommen dazu die in den Kriegsjahren geborenen Kinder, die Ernährungskrisen durchwachen mußten, und so Schäden nahmen an ihrer Gesundheit. Diese Kinder kommen in den nächsten Jahren in die Lehre.

Die glanzvolle Geschäftszeit der Schwerindustrie. Nach wie vor ist die Geschäftszeit der Schwerindustrie gut. Der Stahlwerksverband erklärt in seinem letzten Bericht, daß Absatz und Umsatz nicht zu wünschen übrig läßt. Dieser anhaltende gute Geschäftsgang ist vornehmlich dem erheblichen Preisrückgang zu verdanken. Das heißt Gebiete, welche sich in den letzten Jahren als besonders günstig erwiesen, sind Eisen- und Maschinenbau. Besonders ist das Eisen- und Maschinenbau-Geschäft in den letzten Jahren an den Aufschwung gekommen. Die Stahlwerke haben über einen Auftragsbestand für drei Monate für dieses Jahr und vier Monate für das nächste Jahr verfügt. Über den außerordentlichen Hochstand der ersten vier Monate des laufenden Jahres macht der folgende Unternehmensbericht (in Tabellenform) auf der Grundlage des Jahres 1924:

Zeitraum	Umsatz	Ergebnis	Schuldensumme
1924 Gesamt	100	100	100
1925	122,4	124,2	124,7
1926	162,8	162,6	163,3
1. Semester	148,7	150,4	159,9
2. Semester	166,8	172,6	161,5
April	161,6	167,1	148,2

Die Kinderzeugung in den Monaten April und Februar ist aus der Länge der Monate ersichtlich. In Gangen über ein glanzvolles Jahr. Man kann sich hier ausrechnen, daß die Arbeiterzahl für den Zeitraum 1924 und 1925 um wenig vermindert hat. Es wird also nicht geringe Arbeiterzeugung von der gleichen Personenzahl sein. Der Geschäftsgang geht es gut, obwohl über nicht ansehliche Preise gelangt wird. Doch hier wissen wir, daß Klappen zum Vermeidung sind.

Eigentlich ist es ein Wunder, daß es noch so viel Not und Elend gibt. Denn wenn man sich das Getriebe in den Wohlfahrts- und Wohltätigkeitsbetrieben anschaut, müßte man meinen, es könnte keinem armen Hund mehr so richtig dreißig gehen.

Der Staat hat sich eine umfangreiche Wohlfahrtsbehörde eingerichtet, wo das Elend gemessen registriert wird. Wo ein Haus von Elendsfachverständigen heruntersieht, die den Hunger und die Seelenfinsternis in den Speulanten des Jammers nur vom Hörensagen und aus Armenleiterromanen kennen. Armenpfleger und Kostreuschafter, die ihre Ehrenämter schlecht und recht (oft schlechter als recht) ausüben, schleppen ihnen das nötige Material herbei, das dann zu langen statistischen Tabellen ausgewalzt und den Staatsbürgern geordneter Gehaltsklassen unterbreitet wird.

Da sitzt dann Regierungsekretär Schulze beim Morgenkaffee und berauschert sich an der schwindelnden Menge von Zahlen. Aber ihn schwindelt nicht vor dem registrierten Elend, ihn schwindelt bloß vor der fabelhaften statistischen Leistung und wie prachtvoll preislich das Wohlfahrtswesen organisiert ist. Daß das Ergebnis der Berechnungen zu dem ganzen behördlichen Aufwand im umgekehrten Verhältnis steht, braucht ihn als Beamten nicht so zu kümmern; ihm imponiert das statistische Ergebnis.

Der Staat tut ja, was er kann. Aber es muß eben zu peinlich hausgehalten werden, damit man nicht mehr zur Verminderung des Elends tue, als sein Haushalt für Wohlfahrtsbestrebungen erträgt. Denn es ist ja nun leider so in unserem total verarmten Vaterlande, daß man kein Geld hat. Die Reichswehr mit ihren hunderttausend Millionen in diesem Jahre (die vielleicht schon im nächsten Jahre auf eine Milliarde anwachsen können), die vielen Zuschüsse, die der Staat der Kirche leisten muß, damit die Pastoren nicht am Hungertuch zu nagen brauchen, die vielen staatlichen Zuwendungen an die Industrieellen, die ja sonst ihre Ruden zumachen müßten — das alles frisst schon jodelnd Geld, daß nur ein beherrschendes Stimmchen für die Befestigung des Elends übrigbleiben kann.

Nun heißt es: hüßlich einteilen! Da kommt in erster Linie der große Wohlfahrtsbeamtenapparat. Das kribbelt in allen Ämtern herum und will kein Gehalt haben. Man hat da auch juchend viel zu tun mit der buch- und listenmäßigen Erfassung des Elends.

Dann kommt erst — nicht etwa schon die Armen und Ausgemergelten, für die doch der ganze Laden eigentlich da ist, nein, noch etwas Wichtigeres — die großen Reichen. Anstellungen, Reichstagen, Kongresse usw., die dem In- und Ausland vor Augen führen sollen, mit welchem Eifer sich die Republik das Wohl und Wehe der Enterbten angelegen sein läßt. Heute wird eine Hygieneausstellung ins Leben gerufen, die einen gehörigen Wagen Geld kostet und wo der gütigste Besucher, dem ja jede Ausstellung eine Gelegenheit bietet, sich mal fern von Muttern herumzulegen zu können, sich über die einschneidenden Maßnahmen des Staates zur Förderung der Volksgesundheit überlegen lassen kann. Morgen steigt irgend ein Kräfte- und Schönheitskongress, wo Regierungsvorleiter mit Pfändern in den Händen sehr geschwollen und sehr laut für soziale Wohnungen und Zahnepub eintreten, die sie den Armen als Verbeugungsmittel gegen Krankheit ans Herz legen.

Es ist doch ein so jöhner Anblick, wenn sich amtlische Damen und Herren in Blumen- und oleandergekränzten Kostümpfen versammeln können und sich ausschleimen dürfen, wie sehr ihnen die Volksgesundheit am Herzen liegt und sich dann gegenseitig zu den schönen Präparat beglückwünschen und beim kalten Wästel und bei einer flüchtigen Burgunder von den Anstrengungen ihrer aufopfernden Tätigkeit erholen.

Wie schon geordnet sind diese löblichen Bestrebungen in all den mit Pfeifenamt ausgetragenen Ausstellungen, wo wir auf Hand- und Fußball und Modellten feststellen können, wie vieler Kalorien der arbeitende Mensch an Essen und Trinken bedürftig, um gesund und arbeitsfähig zu bleiben. Aber niemandem finden wir überschlägige Tabellen ausgehängt, aus denen hervorgeht, wieviel die Behörden

dazu getan haben, um jedem dieser Millionen Hungernden diesen amtlich abgewogenen Tagesatz zu verschaffen.

In der letzten Zeit kam einer auf die Idee: Jedem Arbeiter sein Wochenendhaus! Kaum war ihm das große Wort entfahren, da liefen auch schon von allen Seiten geschäftstüchtige Leute herbei, die dasselbe im Sprechchor nachschrrien.

Gerlich! Wieder ein Grund zu einer Wohlfahrtsausstellung! Ein paar Wochen später stand sie eröffnungsbereit. Bauholz, Ziegelstein- und Dachpappfabrikanten hastelten eine idyllische Wochenendstadt zusammen. Die Gesundheitsindustrie lieferte, was sie nur konnte: Spülklosetts in höchster Vollendung, Kleinstofbratöfen für den Wochenendbrotbacken, und was der fählichen Dinge mehr sind, die man eben draußen in seinem Wochenendhäuschen braucht, um nicht gerade schlechter zu leben, als zu Hause.

Das Wasser könnte einem im Meute zusammenlaufen, wenn man in die schmutzigen Gassen hineinschaut. Ja, sagt sich der wahre Menschenfreund, jedem Arbeiter so eine Wochenendblase! Dann werden wir auch ein gesundes Volk haben.

Wenn die Sache nicht einen verdammt guten Haken hätte! Es kann sich nämlich kaum ein mittlerer Beamter, geschweige denn ein Arbeiter so ein schönes Ding leisten. Und wenn er sich schon eine billige Wochenendbrotbacke mit eigener Hand zusammenbauen wollte, er müßte ja vorher mal den Patch für ein Stückchen Wald- oder Strandgelände aufbringen, wo er sie hinbaut. Und da ist wieder ein Haken! Denn, als der Wochenendgedanke auftauchte, da strichen schon die Bodenprekularitäten wie die Hyänen durch die grüne Natur und kauften, was zu kaufen war, damit sie es dem kleinen Mann in Parzellen mit zehnjährigem Pachtpreis andrehen konnten.

Natürlich können sich die Wohlfahrtsbehörden um solche Sachen nicht auch noch kümmern; sie haben mit ihren Statistiken schon so Arbeit genug. Aber, wenn auch der öffentlichen Wohlfahrtspflege die Wüste ausgeht, so brauchen wir doch nicht zu verzweifeln. Es gibt noch a n d e r e Menschenfreunde, die auch so gerne einen Strahl Sonne in die Quartiere des Elends bringen: Die Wohltätigkeitsvereine!

Wenn ein paar Damen gehesten Alters sich bei ihren Kaffeekränzchen anfangen zu langweilen, dann gründen sie einen Wohltätigkeitsverein. Da wird dann durch Waisfrauen und Dienstmädchen festgelegt, welchen Leuten in der Umgebung es schlecht geht. Da machen dann die besseren Damen Armenbesuche, wo sie sich vornehmen wie Tischmännchen, die auch ein Herz für's Volk haben. Pulswärmer und Bauchbinden werden an traurigen Wenden verteilt. Suppentöpfe werden in die Hinterhäuser geschickt (von gestern noch übrig) usw. Frau Superintendent oder Frau Baronin von Soundso kriegen das Protokollat. Und der ganze Kummel bietet so schöne Gelegenheiten, sich alle Jahre mal mit großem Klimbim in den Räumen eines Marmorssaales zusammenzufinden bei Wohltätigkeitslotterien, Sekt und Mispelung sämtlicher vaterländischer Hymnen.

Was dann vom Ertrag noch übrig bleibt, wandert wieder in Form von Suppentöpfen und baumwollenen Seelenwärmern an die vertriebenen Armen, die besser „würdig“ sind, wie es so schön heißt. Würdig sind all die Armen, die von der Frau Baronin mit frommem Augenaufschlag die Herzengaben entgegennehmen. Die anderen, die in ihrem Elend rebellisch geworden sind und lieber Krebieren, als sich von irgendeiner wohlhabenden Kommerziantin einen selbstgebackenen Schlops als wohltätigen Hungerstich umbinden zu lassen, die sind natürlich nicht würdig.

So rollt der Wohlfahrts- und Wohltätigkeitsbetrieb Jahr für Jahr in den ausgeleiterten Geleisen der öffentlichen Ordnung, sinnes und privater Selbstbeweihräucherung des oberen Zehntausend dahin. Weit dahinter aber, weit weg vom Parfum der christlichen Liebe, in den proletarischen Vierteln, sterben ganze Familien lautlos unter dem Parfum der Gähne. Dahin reichen aber die Beamtenhände der Wohlfahrt und die gepflegten Händchen der noblen Wohltätigkeit nicht mehr.

Erich Weinert.

# Die wertsgemeinschaftliche Dinta

Das Deutsche Institut für technische Arbeitschulung, kurz Dinta genannt, hat für die Unternehmer die Erziehung der Arbeiterfrage übernommen. Es will die Masse der Arbeiter zur Wirtschaftlichkeit, Gehörlichkeit und zu unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit erziehen. Die Arbeiterfrage muß einleihen, daß in der Industrie mehr gedient als verdient werden muß.

So unglücklich einmal Karl Arnold, der Leiter des Instituts, dessen Ziele. Die Metallarbeiter-Zeitung hat sich in der letzten Zeit oft mit dieser neuen Bewegung beschäftigt. Wir können deshalb bei anderen Lesern genügend Kenntnis über den Charakter des Dinta voraussetzen. Lehrreich ist mit welchem Eifer die Industrie auf diese neue Arbeitspolitik eingeht. Im ersten Jahre seiner Wirklichkeit hat das durselbort Dinta-Haus 25 Ingenieure, ein Anzahl Arbeiter und andere Hilfskräfte ausgebildet. Daneben wurden bei 25 Firmen Lehrverträge und andere arbeitspolitische Einrichtungen eingeleitet. Soeben wird ein über 7 Monate sich erstreckender Tätigkeitsbericht erstellt, der sehr wertvolle Fortschritte erkennen läßt. Aus den 25 Dinta-Firmen sind mehr als 100 geworden. Die Zahl der errichteten Lehr- und Anlernerklassen beträgt 50. Eine Reihe weiterer ist geplant. Die Belegstellen dieser Verträge sind, gering gerechnet, über 5500 Köpfe. Die einzelnen Industrien sind dabei folgendermaßen beteiligt:

Industrie	Firmen oder Betriebe	Lehr- oder Anlernerklassen	Zahl der Lehrlinge
Eisenhüttenbergbau	13	19	1929
Braunhüttenbergbau	12	7	275
Erzbergbau	1	1	46
Metallindustrie	51	9	600
Textilindustrie	7	9	367
Chemieindustrie	1	1	?
Bankgewerbe	1	1	?
Alpine Kurort-Gez., Döberitz	1	3	?
Zusammen	106	50	3206

Die Zahl der Lehrlinge ist in Wirklichkeit wesentlich höher, weil, wie oben ersichtlich, einige Gruppen Belegstellenzahlen gar nicht angegeben und bei einer Reihe von Firmen der anderen Gruppen nur der Zuwachs des letzten Halbjahres, nicht aber die Zahl der schon vorhandenen Lehrlinge angegeben wird.

Auch die Anzahl der vom Dinta gemachten Verträge hat sich merklich gehoben. Erhielten bisher rund 10 solcher Verträge, so sind es jetzt 53. Auf die einzelnen Industrien verteilt, ergibt sich folgendes Bild:

Industrie	Zahl der Verträge
Metall- und Eisenindustrie	2
Eisenhüttenbergbau	2
Braunhüttenbergbau	3
Textilindustrie	4
Berliner (Strassenbahn)	1

In diesen Verträgen, die jeweils nur für ein bestimmtes Werk erlassenen Papieren kommen noch 8 Verträge vor, die für alle Werke eines bestimmten Bezirkes bestimmt sind. Die Verträge werden sämtlich uralte, an die Arbeiter der Werke abgegeben. Sie verkörpern teils den Typus des Familienblattes, teils die Frau als Mutter, teils keine Grundsätze, sondern nur zu verfahren oder so

ähnlich. Außerdem enthalten sie einen politischen und einen wirtschaftspolitischen Teil. Die Außenpolitik wird ungefähr im Sinne der Volkspartei vertreten. Innenpolitisch ist man neutral-reaktionär. Der Wirtschaftsteil bringt viele Berichte über die Lage der Industrie. Hier wird immer grau in grau gemalt. Alles in allem: Die Dinta-Verträge sind scheinbar neutral, priken aber unter diesem Deckmantel eine Menge politisches Gift in die Arbeiterklasse hinein.

Wenig sagt der Bericht über die den Lehrwerkstätten angegliederte Berufsjugendpflege, die die Lehrlinge nach der Arbeitszeit bis in die finstere Nacht festhält und beschäftigt. Man will dadurch vermeiden, daß sie mit anderen Arbeiterkreisen oder mit Fragen in Berührung kommen, die dem wertsgemeinschaftlichen Geiste der Dinta-Erziehung abträglich sind.

Wichtig ist die Tatsache, daß in drei Fällen die Durchführung der Dinta-Einrichtungen auf gemeinschaftlicher Grundlage gestellt worden ist. Es handelt sich dabei um Bezirke, die viele kleineren und mittleren Betriebe beherbergen. Das Dinta will sich also durchaus nicht nur auf die arbeitspolitische Durchbringung großer Werke beschränken, sondern auch in die Kreise der kleineren Unternehmen vordringen. Diese gemeinschaftlichen Dinta-Werke geben auch zugleich die Gelegenheit, einen Weg zu bezeichnen, der es den Unternehmern gestattet, einen Teil der Kosten, die ihnen ihre Arbeitspolitik verursacht, auf die Schultern der Allgemeinheit abzuwälzen. Man hat wie in Essen die kommunalen Berufsschulen veranlaßt, entweder die Dinta-Lehrlinge in besonderen Klassen zusammenzufassen oder einen Berufshallehrer mit dem Berufsschulunterricht zu betrauen. Hierzu muß gestanden gemacht werden: Wenn die Unternehmer Einrichtungen schaffen, um die Arbeiterjugend nach ihrem Geschlecht zu erziehen, so sollten sie selbst die Kosten dafür tragen. Die öffentlichen Körperschaften haben kein gesetzliches Recht, bestimmten Unternehmern in der Beschulung ihrer jugendlichen Arbeiter irgend welche Sonderprivilegien zu gewähren. Die Arbeitervertreter jener Gemeinden sollten hier eingreifen.

Doch auch die Alpine Montangeellschaft in Döberitz mit dem Dinta in Beziehung steht, dürfte für unsere österreichischen Genossen von Interesse sein. Auch die Verbetätigung des Dinta ist noch immer sehr lebhaft. So hat Herr Arnold in den letzten 7 Monaten nicht weniger als 15 Vorträge in allen Teiler Deutschlands vor Unternehmer- und Jugendorganisations-Delegierten. Die Dinta-Leute sind also sehr rührig. Die Betriebsräte und Gewerkschaftsleitungen haben alle Veranlassung, diese Dinge genau unter die Lupe zu nehmen.

## Besucht die Mitgliederberausammlungen!

Unser Verband ist eine Demokratie. / Jedes Mitglied ist zur Mitentscheidung berufen. / Wer sich des Rechtes der Mitentscheidung nicht bedienen will, muß in die Versammlungen kommen. /

# Technik und Werkstatt

## Fliegende Elektrizitätswerke

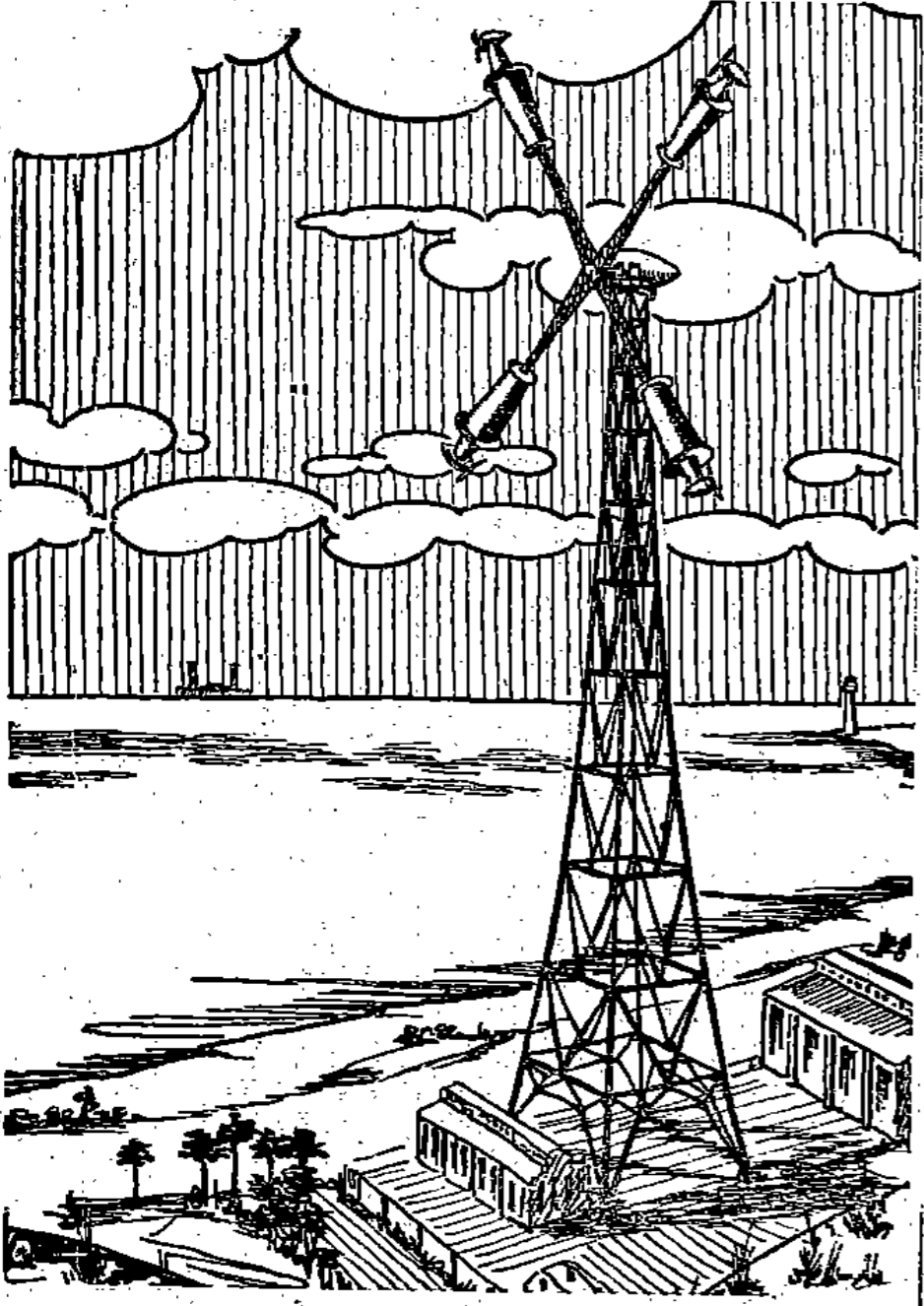
Von Dipl.-Ing. Dr. S. Schüze

Als vor hundert Jahren die Eisenbahn erfunden wurde, gab es nicht wenig Leute, die nicht daran glauben wollten und die ganze Geschichte für unmöglich hielten. Als Jules Verne in seinen Romanen von Unterseebooten erzählte, las man sie wohl, sogar mit Begeisterung, dachte aber nicht daran, daß es jemals U-Boote geben könnte. Zwischen hat uns die Technik durch immer neue Wunderwerke an Überraschungen gewöhnt. Wir lesen: Fliegende Elektrizitätswerke, und fragen: Warum denn nicht?

Diese Elektrizitätswerke werden breit gebaut und sollen tatsächlich in der Luft herumfliegen; aber nicht frei wie ein Luftschiff oder Flugzeug, sondern gefesselt an gewaltige Arme von hundert Meter Länge, die fast wie Windmühlensügel aussehen und sich wie diese im Winde herumdrehen.

Schon mit diesen Armen oder Flügeln hat es eine eigene Bewandnis. Sie befinden sich auf einem hohen Turm, der so ähnlich aussieht, wie die Funktürme der Rundfunksender, und auch ungefähr ebenso hoch ist. Die Flügel bilden ein Kreuz wie eine vierflügelige Windmühle — aber sie haben keine großen Flügelflächen aus Metall, Blech oder Segelfuch, an denen der Wind anpacken könnte. Wie kommt da die Drehung zustande?

Daran sind die großen Walzen schuld, von denen jeder Flügel eine mit sich herumführt. Es sind Rotoren, Segelwalzen; sie erinnern an die Rotorschiffe Budau und Barbara, die solche Walzen statt der Segel benutzen und damit nach Amerika führen. Die Walzen sind aus Blech hergestellt und innen hohl. In ihrem Innern sitzt ein Elektromotor, der sie um ihre Längsachse herumdreht. Nun läßt der Wind auf solche sich drehenden Walzen eine merkwürdige starke Kraft aus: er hat das Bestreben, sie zur Seite zu schieben, und der Erfolg ist, daß sich das große Flügelkreuz in Bewegung setzt und wie eine Windmühle umläuft.



Allerdings könnte jetzt der Leser auf den Gedanken kommen, daß das Ganze nichts anderes sei, als eine mit Elektrizität betriebene Windmühle, also ein Unsinn, denn der Wind soll doch die Mühle treiben und elektrischen Strom soll sie nicht verbrauchen, sondern liefern! Sie tut es aber auch, wenn man die Drehung des Flügelkreuzes auf eine im Turm stehende elektrische Maschine, einen „Generator“, überträgt. Und dabei liefert diese sonderbare Windmühle viel mehr Strom, als die vier Elektromotoren brauchen, die die Walzen antreiben! Der Überschuß ist so gewaltig, daß eine einzige solche Windkraftanlage schon bei geringem Winde über tausend Pferdewerkstunden liefert und ganz allein den elektrischen Strombedarf einer kleineren Stadt decken kann. Die Strommenge genügt nämlich für mehr als zwanzigtausend elektrische Glühlampen. Und da der Wind die Kraft liefert, hat man sie sozusagen ganz umsonst und braucht für nichts weiter zu sorgen, als für die Instandhaltung der Anlage.

Damit sind wir aber noch nicht beim fliegenden Elektrizitätswerk angelangt. Das, was wir bis jetzt hörten, war eine Art Windmühle mit vier Flügeln, deren jeder eine Walze trägt. Jede Walze wird von einem, in ihrem Innern stehenden Elektromotor angetrieben, und dann jetzt der Wind das Ganze in Drehung. Diese Drehung treibt eine elektrische Maschine, die einerseits die vier Motoren mit Strom versorgt und andererseits Strom in das Leitungsnetz der Stadt schickt.

Kraftwerke dieser Art haben einen sehr schwerwiegenden Nachteil: sie drehen sich um so langsamer, je größer sie sind; aber sie müssen sehr groß sein, wenn sie viel Strom liefern sollen. Und was schadet das langsame Drehen? Es erschwert die Umwandlung der Windkraft in elektrischen Strom. Die elektrischen Maschinen müssen auch um so größer gebaut werden, je langsamer sie laufen. Stellen wir uns vor, eine solche Riesenmaschine von vielen tausend Kilogramm Gewicht soll oben auf dem Turm angebracht werden: Das hätte der Turm gar nicht aus, oder er müßte so stark gebaut werden, daß das ganze Kraftwerk viel zu teuer würde. Wenn man aber die elektrische Maschine unten auf das Fundament des Turmes setzt, dann braucht man Zahnrad-Übertragungen und lange Gestänge, denn der Turm muß ja über hundert Meter hoch sein. Solche Zahngetriebe sind auch nicht leicht und nicht billig; außerdem aber verbrauchen sie selber

sehr viel Kraft, so daß für die elektrische Maschine nicht viel übrig bleibt.

Was tut man da? Man kommt auf einen ganz genialen Gedanken; man setzt die elektrische Maschine ans äußerste Ende der — Windflügel, läßt sie im Winde mit herumfliegen und hat so das fliegende Elektrizitätswerk erfunden. Wer von den erfindungsreichen Geistes unter unseren Lesern wäre auf diesen Gedanken gekommen?

Versehen wir uns einmal selber ans äußerste Ende der Mühlensügel. Wenn sich auch das Großkraftwindrad sehr langsam dreht, so laufen doch die äußersten Enden mit Schnellzugsgeschwindigkeit herum. Wir können uns das leicht ausrechnen. Das Flügelkreuz macht in der Minute nur zehn Umdrehungen, wir vermögen ihm also in seiner Bewegung bequem mit den Augen zu folgen. Es hat aber einen Durchmesser von hundert Meter und deshalb legen die äußersten Enden bei jeder Umdrehung einen Weg von mehr als dreihundert Meter zurück. Beinahe in der Minute: also dreitausend Meter oder drei Kilometer minutlich; hundertundachtzig Kilometer in der Stunde — das ist Flugzeuggeschwindigkeit. Wer aber schon einmal in einem Flugzeug geflogen hat, der weiß, wie einem da der Wind um die Ohren pfeift.

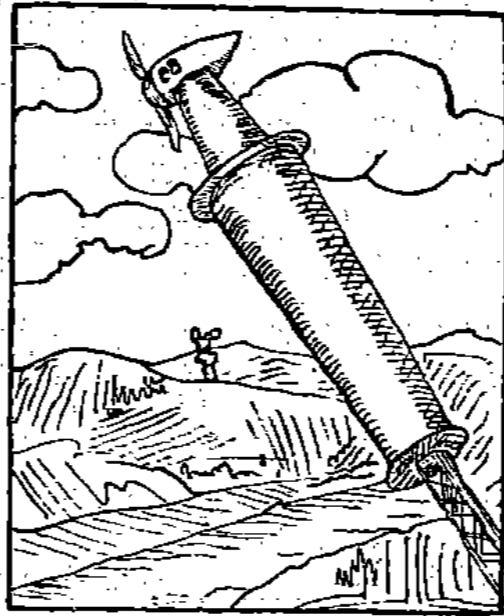
Und nun denken wir uns zurück an unsere Kinderjahre. Da kannten wir kleine Papierrädchen, die sich an einem Stöckchen drehen, wenn wir schnell laufen. Der Luftzug brachte sie in Bewegung. Nun hat sich die Technik auch dieser Rädchen angenommen, ihnen eine etwas technische Gestalt gegeben und sie natürlich nicht aus Papier, sondern aus Stahl hergestellt. Diese Windräder sehen aus wie die Propeller eines Flugzeugs, und an dem Ende jedes der vier Flügel des großen Windrades wird ein solcher Propeller angebracht. Es ist erstaunlich, mit welcher Kraft und Geschwindigkeit sich diese Propeller in dem starken Luftzuge drehen, der ihnen auf ihrem kreisenden Wege entgegenbläst. Sie laufen vierundsechzigmal so schnell als das große Windrad selber.

Wie aus den Bildern hervorgeht, sitzen die Propeller vor kleinen Gehäusen, die sogar Fenster haben, obgleich es niemandem einfallen wird, darin als Maschinewärter mit herumzuführen. Die Fenster dienen selbstverständlich nur zur Erhellung des Raumes in dem Gehäuse, wenn bei stillstehendem Windrad an den Maschinen gearbeitet werden muß. In jedem Gehäuse steckt nämlich ein kleines Elektrizitätswerk, das heißt eine elektrische Maschine mit allem Zubehör, die der sich rasend drehende Propeller mit großer Kraft antreibt. Da sich diese Maschine nun natürlich auch sehr schnell dreht, nämlich genau ebenso schnell wie der Propeller selber, so braucht sie nur sehr klein zu sein und kann doch große Mengen elektrischen Stromes liefern. Die ganzen Gehäuse mit Propeller und Maschinen werden nicht schwerer, als die Flügel bequem tragen können. Die Gehäuse erhalten die bekannte Tropfenform, damit sie selber dem Winde möglichst wenig Widerstand bieten.

Und was geschieht mit dem elektrischen Strom, den die vier Maschinen liefern? Nun, ein kleiner Teil wird in die vier Motoren geleitet, die die Walzen antreiben. Die Hauptmenge des Stromes aber fließt durch Leitungen zunächst von den vier fliegenden Maschinen nach dem Mittelpunkt des großen Windrades. Auf der Achse des Rades endigen die Leitungen in kupfernen Ringen. Auf diesen Ringen schleifen Metall- oder Kohlenbürsten, die den Strom abnehmen und in eine zweite Leitung übertragen, die vom Turm herunterführt in das Schalthaus des Werkes und von dort auf das Leitungsnetz verteilt wird.

Diese ganz neuen, gewaltigen Windkraftanlagen bahnen den Weg zur großzügigen Ausnützung der ungeheuren Kraftmengen, die der Wind überall mit sich führt. Bisher überließ man den Windbetrieb lediglich kleinen Windmühlen, die sich aus Getreidemahlen beschränkten und im Ausstreuen begriffen sind, und Windmotoren, die meistens der Wasserhaltung auf Gütern oder Pflanzungen dienen. Große Anlagen wurden nicht gebaut, weil sie nicht fruchtbarer waren. Man hat wohl gelernt, hohe Grüste und Türme zu bauen; man kann wohl Windräder von hundert Meter Durchmesser herstellen; nur müßten sie vollständig und vor allen Dingen schnell zusammenlegbar sein, damit sie nicht von Stürmen überzogen und zusammengepöckelt würden. Die Walzenwindräder aber mit ihren fliegenden elektrischen Maschinen fürchten keinen Sturm; ja, sie dürfen sogar im stärksten Unwetter unbehelligt weiter laufen und ändern kaum dabei ihre Geschwindigkeit, aber kraftvolles Drehen. Die Kraft, die der Wind auf solche Räder ausüben kann, hängt nämlich nicht allein vom Winde selber ab, sondern auch von der Schnelligkeit, mit der die Walzen von ihren Elektromotoren angetrieben werden. Und diese Elektromotoren lassen sich leicht und jederzeit vom Schalt- haus her so regeln, daß der Wind immer nur mit ein und demselben, ganz bestimmten Kraft auf das große Rad einwirkt. Er kann ihm also nichts anhaben und muß sich, mag er nun stärker oder schwächer wehen, stets die gleiche Kraft entziehen lassen. Vollkommen läßt sich der Wind nicht beherrschen.

Es ist das Verdienst Anton Fletchers, des deutschen Erfinders des Walzenjugs, diesen neuen Weg zur Ausnützung der Windkraft im großen gewiesen zu haben. Wenn er sich bemerkt, dann lassen sich Werte heben, die noch hundert von Millionen Mark zählen. Namentlich in der norddeutschen Tiefebene und an den Küsten sind die Verhältnisse für Windkraftwerke besonders günstig, denn in diesen Landesstrichen ist zu jeder Zeit mit ausreichendem Winde zu rechnen. Hierzu kommt, daß gerade hier die neue Kraftquelle am begehrtesten sein wird, denn der Boden birgt keine Kohlenvorkommen und die nur träge dahinschießenden Wasserläufe liefern nicht nennenswerte Wasserkraft.



## Der Universalmotor

Die sich allmählich vollziehende Umstellung vieler Ortsnetze von Gleichstrom auf Wechselstrom, ferner die leichtere Verkauflichkeit elektromotorisch betriebener Kleingeräte, das für beide Stromarten geeignet ist; und endlich Fragen der Herstellungsweise haben zur Konstruktion von Elektromotoren geführt, die sowohl mit Gleichstrom als auch mit Wechselstrom laufen. Dazu bedurfte es keines überaus großen Erfindergeistes, denn der Weg war von vornherein vorgezeichnet.

Der einfache Tatbestand ist folgender: Gleichstrom behält dauernd seine Richtung bei, Wechselstrom ändert sich je nach der Periodenzahl. Also muß von vornherein jeder Gleichstrommotor, der beim Umschalten der Stromrichtung die Drehrichtung nicht ändert, auch mit Wechselstrom betriebsfähig werden können; denn es kommt ja durchaus nicht darauf an, ob man die Stromrichtung nur einmal oder in schneller Folge wechselt. Die Gleichstrommotoren sowohl mit Neben- schluß als auch mit Hauptschluß haben diese Eigenschaft: sie behalten ihre Drehrichtung bei, wenn man die Pole wechselt. Eine Änderung der Drehrichtung ergibt sich nur dann, wenn entweder in der Unterwicklung oder in der Magnetwicklung die Stromrichtung gewechselt wird. Infolgedessen läßt sich aus Neben- und Hauptschlußmotor ein Universalmotor für Gleichstrom und Wechselstrom herstellen; es fragt sich nur, was von beiden das Bessere ist. Auch diese Frage läßt sich einfach beantworten:

Beim Neben- und Hauptschluß sind Unter- und Magnetwicklung parallel geschaltet. Durch den Anker fließt also ein anderer Strom als durch die Magnete. Bei Wechselstrom hängt dieser Unterschied lediglich von den Ohmschen Widerständen der Wicklungen ab; bei Wechselstrom kommt der induktive Widerstand hinzu, der in der Magnetwicklung mit ihren vielen Windungen sehr groß wird, im Anker dagegen klein ist. Je größer der induktive Widerstand ist, desto größer wird auch die Phasenverschiebung zwischen Strom und Spannung. Der Phasenwinkel ist deshalb nahezu gleich 90 Grad in der Magnetwicklung; dagegen beträgt er nur wenige Grad im Anker. Für das Drehmoment des Motors kommt der Unterschied zwischen beiden Winkeln in Betracht, und zwar der Cosinus dieses Unterschiedes. Nun weiß man, daß der Cosinus des Winkels 0 Grad gleich 1 ist, während cos 90 Grad gleich Null wird. Daraus folgt, daß einem großen Phasenunterschied zwischen Unterstrom und Magnetstrom ein kleines Drehmoment des Motors entspricht. Das ist beim Neben- und Hauptschlußmotor der Fall und deshalb eignet er sich nicht als Universalmotor.

Beim Hauptschlußmotor liegen Unter- und Magnetwicklung und Anker hintereinander. Sie werden also von ein- und demselben Strom durchflossen; auch kann eine Phasenverschiebung gar nicht entstehen, die auf das Drehmoment Einfluß hätte. Wir können auch sagen: Die Phasenverschiebung ist gleich Null, und der Leistungsfaktor ist daher gleich 1. Daher ist also der Hauptschlußmotor der geeignete Universalmotor für Gleichstrom und Wechselstrom.

Natürlich wird nun niemand, der mit den Grundlagen der Elektrotechnik einigermaßen vertraut ist, annehmen, daß sich der Hauptschlußmotor bei beiden Stromarten in genau gleicher Weise verhält. Das wirklich Gemeinsame in beiden Fällen ist nur, daß der Motor sowohl mit Gleichstrom als auch mit Wechselstrom läuft und auch die gleiche Drehrichtung beibehält; außerdem hat der Motor für Gleichstrom und Wechselstrom dieselbe Drehzahlcharakteristik. Dagegen tritt ein Unterschied im Wirkungsgrad auf. Bei Wechselstrombetrieb hat der Motor einen schlechteren Wirkungsgrad als bei Gleichstrombetrieb. Allerdings ist der Unterschied nicht sehr bedeutend und außerdem spielt er praktisch keine große Rolle, denn es handelt sich ja immer nur um Klein- und Kleinstmotoren für Nähmaschinen, Staubsauger, Ventilatoren usw., deren Stromaufnahme an sich gering ist, so daß selbst bei dauerndem Betrieb keine großen Stromkosten erwachsen.

Bedeutsamer, wenigstens für den Konstrukteur von Universalmotoren, ist der Leistungsfaktor des Motors, der verhältnismäßig klein ist. Daher kommt es, daß der Motor bei Wechselstrombetrieb stärkeren Strom hat als bei Gleichstrom. Dementsprechend müssen die Abmessungen des Motors größer gehalten werden, als diejenigen gleichstromlaufender Gleichstrommotoren.

## Entwicklung der deutschen Luftschiffahrt

Die deutsche Luftschiffahrt hat sich überraschend schnell entwickelt. Sie ist heute in der Deutschen Luft-Linien A.-G. zusammengeschlossen, an der neben der Privatwirtschaft auch das Reich und die Länder beteiligt sind. Seit dem 6. April 1926 wurde von der Luft-Linien ein regelmäßiger Streckenbetrieb aufgenommen. 1926 wurde eine Leistungserhöhung von 4 950 000 Kilometern auf 6 140 000 Kilometer erzielt. Die Zunahme der Passagiere betrug 1926 30 v. H. Die Zahl der Flugzeuge belief sich bei Beginn des Flugjahres 1926 auf 100 und erhöhte sich bis Ende des Jahres auf 120, darunter 31 Großverkehrsflugzeuge. Die Luft-Linien beschäftigte im letzten Geschäftsjahr 364 Angestellte und 963 Arbeiter. 1927 wurden bereits weitere nicht unwesentliche Steigerungen im Luftverkehr erzielt.

Zwischen der deutschen Reichsbahn und der Luft-Linien ist kürzlich eine Vereinbarung zustande gekommen, die eine Vereinigung und Ergänzung der Güterbeförderung auf dem Bahn- und Luftwege auf Grund eines Frachtbrieves bezweckt. Der Versender kann die günstigsten und schnellsten Beförderungsbedingungen seiner Güter selbst ausüben. Die Abschreibung der Güter muß allerdings auf dem Luftwege erfolgen, weil die Luft-Linien im internationalen Verkehr freier ist und die Reichsbahn erst mit anderen Bahnen neue Abmachungen treffen mußte. Seit dem 18. April dieses Jahres ist ein internationaler Luftfrachtbrief eingeführt, auf Grund dessen der Verkehr zwischen den Ländern wesentlich vereinfacht ist.

## Die Edelmetalle gehen zu Ende

Das weitere Auffinden reicherer Goldlagerstätten auf der Erde ist kaum zu erwarten. Aber selbst, wenn im nördlichen Amerika, in Zentralasien und Australien noch einige Vorkommen festgestellt werden könnten, so wird dies nichts an der Tatsache ändern, daß es mit dem Goldvorrat zu Ende geht. Es wird der Tag kommen, und er ist vielleicht nicht mehr fern, an welchem die jährliche Goldgewinnung auf eine ganz geringfügige Menge herabsinken wird. Es dürfte sich dann die Notwendigkeit ergeben, die Goldmünzen aus dem Verkehr zu ziehen, auch in jenen Ländern, welche heute noch Edelmetallmünzen begeben. Damit dürfte das Metallgeld vermutlich überhaupt als Zahlungsmittel verschwinden, denn auch die Silbererzeugung geht bereits zurück. Weltweiter ist in seiner Folge wird aber der einst zu befürchtende Mangel an Quecksilber sein, von welchem andauernd verhältnismäßig große Mengen gänzlich in Verlust gehen und welches durch keine andere Substanz ersetzt werden können.

## Das größte Schwimmbad der Erde

Es ist in San Francisco fertiggestellt worden. Die Stadt, die nach einem großzügigen Plane Parks, Spiel- und Sportplätze anlegt, hat durch Schaffung dieses Riesenschwimmbades Schwinmmgelegenheit für 10 000 Menschen geschaffen. Es liegt etwa 6 Kilometer südlich von Cliff House und 140 Meter von der See. Das Becken besteht ganz aus Eisenbeton; sein Bau im Meeressand und die Verwendung von Seewasser haben eine Anzahl technischer Schwierigkeiten verursacht, die aber alle überwunden werden konnten. Das Becken ist 305 Meter lang und 30 Meter breit; nur in der Mitte wurde die Breite auf 45 Meter gesteigert. Seine Speisung erfolgt durch eine Zentrifugalpumpe, die in der Minute 20 000 Liter Wasser liefert. Um durchaus reines Seewasser zu erhalten, wird das Wasser dem Ozean fern von der Küste aus einer Tiefe von etwa 65 Meter entnommen. Die Herstellung der Anlage, die etwa 30 000 Kubikmeter Wasser kostete, hat rund 80 000 Dollars gekostet.



# Familie und Heim



## Die Gasse der Heimat

Von Meha

II.

Es war kein Sonntag, aber doch wars still in der Gasse. Die Hammerschläge aus Meister Barths Schmiede schwiegen. Nun kamen Wagen in langsamem Schritt angefahren, voran ein schwarz-verhangener. Die hielten vor Meister Barths Hause. Der alte Mann sollte seine letzte Fahrt tun. Im Hausgang roch es nach Kränzen. Die Schmiedegesellen und Lehrlinge gingen in ihren Sonntagstrüden herum. Die Söhne des Meisters waren gekommen, der eine in der Uniform des Kavalleristen, denn er diente seine drei Jahre ab. Der Alte, im dunklen Gehrock, gab die Anweisungen für die Leute im Haus. Die Frau Meisterin, die sonst so Selbstherrliche, lag auf dem Krankenbett.

Wie wir in die Stube trautamen und der Großvater so still lag, hat die Großmutter ganz furchtbar geschrien — dann fiel sie um wie ein Stück Holz, erzählte die Lisbeth ihren Spielmädchen, mit denen sie im sauberen Hof auf einer Bank saß. Wie ein Stück Holz. Der Ausdruck gefiel Lisbeth sehr und schien auch den anderen Kindern Einbruch zu machen. Sie schwiegen und sahen merkwürdig still, bis endlich die Neugier und Schaulust sich regte.

Komm, wir wollen vorgehen und uns die Kränze ansehen, jagte Otto Richter und zog „Gosse“ Kampfrath mit sich fort. Der „Schwan“ sah nachdenklich bei Lisbeth und sagte schneidend: „Hörte nicht mit auf den Friedhof! Es sind doch so feine Kränze!“

Für mich sei das nichts, hat der Onkel gesagt, und ich werde überhaupt heute abend abgeholt und komme in eine Pflege. Weil doch die Großmutter krank ist und weil mich niemand brauchen kann. Wie etwas Eingelertes kam das von des Mädchens Lippen. Wie erstarrt war ihr Inneres. Und so ungeheuer fremd und fassungslos erschien dem Kind alles, was nun kommen würde, daß das kleine Herz es noch nicht begriff.

Da erlangen die ersten Töne eines Trauerchors. Alle Kinder, auch der „Schwan“, ließen hinaus, um das Trauergeplänge zu sehen. Einmal auf der Bank, dicht neben dem Platz, wo Großvaters Lehnstuhl sonst immer gestanden, lag die kleine Nixe und hülfte in ihr schwarzes Schürchen einen Poppsack. Den wollte sie mitnehmen, da war drin, was ihr ganz allein gehörte: Großvaters Wanderbuch mit der Jahreszahl 1854, das er ihr mal geschenkt, und eine perlengeliebte Schlüsselkette, die Lisbeths Mutter mal gestiftet hatte. Dann ein Stückchen pinpurrote Seide — ein Seidenfädchen, an dessen Kärtlichkeit sich die Lisbeth nie hatte sattsehen können. Und ein eng zusammengelegtes Blatt Papier, mit Versen bedruckt.

Woll oben auf aber ein hübsches Vorzeichen lag mit einem Bibelzitat, ließ die Frau Lehrer Emmereich ihrem Pflegekind Lisbeth Wacht die kleine Pappschachtel aufheben. Man muß ihr ein bißchen was lassen, daß sie kein Heimweh kriegt, jagte sie und kam sich ganz vor und gerecht. Und gültig und gerecht kam sie, die Frau Lehrer Emmereich, sich immer vor in den Jahren, die nun folgten, und es lag nur an der „dunklen Herkunft“ ihres Pflegekindes Lisbeth Wacht und an der „mühsamen“ Verwahrung durch die Großeltern, daß das Mädchen nicht zu kläglich schien, welches Glück sie hatte, in dem kinderreichen Hause des Lehrers Emmereich als Pflegekind untergekommen zu sein.

1908

Die Bücher auf dem Schreibtisch erschließen, nur die Kollaterale kannten noch. Der Loggierstuhl wurde abgelegt vom Nachtwächter, der die großen Hunde bellend anbrachte. Lisa zögerte angesichts der wachenden, ungesunden Doggen. Keine Angst, Fräulein, beruhigte sie der Nachtwächter. Wenn ich dabei bin und nicht „Jag an!“ rufe, tun sie keinen Menschen was. Somit allerdings möchte ich Ihnen nicht raten, sich fünf Meter einzulassen.

Sie ließ eilenden Schrittes aus dem Foyer, über die Straße, den Baumstumpfen zu, die sich rechts an die Fassadegebäude angeschlossen. Dort hatte sie, seitdem sie in dem Büro der Fabrik arbeitete, ein Zimmer bei einer Meisterswitze inne. Das junge Mädchen betrat die Stube und suchte auf dem Tisch. „Heißt was? Ich habe das Essen hingestellt, weil Sie so spät kommen, Fräulein,“ sagte die Meisterswitze.

„Ist nichts mit der Post gekommen?“

„Kein, gar nichts.“

Die Frau ging hinaus. Lisa seufzte. Dann aber, nachdem ihr doch ein paar Schmers im Herzen brannte, hob sie tapfer den Kopf und schaute sich um. Die Meisters Witze den Kopf zur Tür herein. „Hörst du was gehört, Fräulein, was nun wird? Mit dem Eitel mein ich.“

„Ich höre nur, daß heute abend drüben eine Versammlung sein soll.“

„Aber eben drum. Es soll einer aus Berlin da sein, der eine Rede hält. Wollen wir mal rübergehen?“

„Ich glaube nicht, daß man was da reinlassen wird, das ist doch ein Kommando,“ sagte Lisa zögernd. „Dann möchte ich nicht, daß es der Direktor erfährt.“

„Die Frau zuckte die Achseln. Die Sie wollen, Fräulein, Angst brauchen Sie aber nicht zu haben. So nicht und so nicht. Ihnen kommen wir natürlich durch die Küche. Und der Direktor braucht ja nichts zu erfahren, wenn wir auf der Galerie sind, sieht was keiner.“

„Interessiert es Sie so sehr?“ fragte Lisa.

„Und ob nicht das interessant! Mein Onkel nämlich, der wollte schon nichts wissen. Aber meine Sophie ist Schach, der hat uns da so allerhand erzählt. Und was ihnen nicht geht. Und der Direktor, der da heute abend spricht, der soll sich ja schon schon ein paar Mal bei seiner Frau. Wie heißt er doch? Paulus oder Thomas, oder so ähnlich, wie er aus dem alten Testament klingen soll.“

„Ich komme mit,“ sagte Lisa, wobei ein Lächeln und Verstecken mit der Frau des Hens. In dem Versammlungssaal haben die Arbeiter dort gehandelt. Das Saalgeschehen legte sich, als einer betrat und die Menge zitterte.

„Genosse Reichs wird uns jetzt einige Anmerkungen geben.“

„Herr Reichs, man heißt Sie ja,“ wiperte oben auf der Galerie die Meisters Witze erwiderte.

Da der Herr Reichs über Lisa ansetzte und hatte sich schon weit vorgebeugt. Begeistert verzückte die Frau, sie im Hintergrund zu sehen. Die Meisters Witze sah nach dem Rednerpaar, die Meisters Witze hier herauf, sagte sie Lisa.

Und während sie aufmerksamer den Redner betrachtete, die der Redner, ein hochgewachsener Mann von ungefähr 30 Jahren, an die Reizung der Meisters Witze, war ihr Blick plötzlich nach unten gewandt und sah eine Folge von Gegenständen über den Tisch.

„Interessant, in einer Gasse — der Großvater freundliches Gesicht auf einer Nacht eine Truppe hinein — und dann ein Meisters Witze und die Meisters Witze — eine gute Stimme — ein gültiges Gesicht, ein gutes Gesicht. Geben Sie Reichs, wie sie da reden kann, soll und nur, getragen von der Begeisterung für die Gasse der Heimat.“

Die Gasse der Heimat!

Die Meisters Witze war zu Ende, begeistert applaudierten die Arbeiter. Wie sie sich wie im Traum über Hauswände die Galerie hinaufbewegte. Reichs, Reichs, Reichs, in dem Saal meinte man.

Reichs erwiderte Lisa nur wenige Worte auf den Rednerstuhl der guten Frau, die sich nicht genug tun konnte im Lob des Reichs. Sie ging in ihr Zimmer, ließ den Vorhang vor und schaute zu der

Gasse, wo ihr großer Koffer stand. Darin kamte sie und nahm von seinem Boden ein Kästchen — ihre kleine Schatulle aus der Kinderzeit. Da war das Konfirmationszeugnis: Sei getreu bis an den Tod... Hier Großvaters Wanderbuch... Hier ein Stückchen leuchtendrote Seide... Und da ein vielfach zusammengefalteter Zettel, mit Versen bedruckt.

... Die Trommel ruft, die Banner wehn... Es gilt die Arbeit zu befreien...

Da war die Erinnerung an jenen Abend... Da die Gasse der Heimat! Großvater tot, Großmutter gelähmt und mit getrübtetem Verstand in einem Altersheim. Das graue Haus in der Gasse jekt im Weis des geistigen unelendlichen Onkels Peter. So gern Lisa einmal hingegangen wäre, sie hatte es bisher nicht gewagt.

Die Gasse der Heimat! Heimat! Wo war Lisa Heimat? Nicht mehr in jenem grauen Haus der Gasse. Ihre Heimat war auch nicht in der heimlich aufgeräumten Stube der Frau Lehrer Emmereich, war nicht in dem einfachen Stübchen, das Lisa jetzt bewohnte — nirgend! nirgend! — auch nicht bei dem Mann, den sie liebte, von dem sie nun schon durch Wochen vergeblich eine Nachricht erwartete. Nach dem Süden hatte er reisen müssen, da seine Gesundheit angegriffen sei. Das war das Letzte, was sie von ihm gehört, seit er nach Beendigung seiner Studien hier am Ort zu seinen Eltern gereist war.

Lisas Briefe nach dem Schweizer Kurort waren unbeantwortet geblieben. In der qualenden Ungezogenheit hatte sie es vor einigen Tagen unternommen, sich mit einer brieflichen Frage an einen Freund ihres Geliebten zu wenden — schweren Herzens, denn Doktor Strehle war ihr immer sehr unsumbar gewesen. Er bewohnte mit Lisas Ermüdung die gleiche Pension nahe der Universität. Er hatte außerdem immer die Gesellschaft von Lisas Freund — oder Lisas Gesellschaft? — gesucht, was den beiden verliebten jungen Leuten oft unangenehm und störend gemein. Aber jetzt, jetzt bedeutete dieser Doktor Strehle für Lisa die einzige Brücke, um zu erfahren, was es mit Heinz Rollers Stillschwigen auf sich hatte. Mit einem schweren Seufzer packte Lisa die kleine Schatulle ein und legte sie an ihren Platz zurück. Dann weinte sie sich in den Schlaf...

(Fortsetzung folgt.)

### Viel Arbeit

Das kleine Reife darf zur Godn (Patin) Ins Iohne Birkenstein. Hebt Tage gefüllt's ihr gut da drin, Dann kommt der Zeitlang (Heimweh) drein. Gar nichts ist schön. Kein Butterbrot, Kein Apfel schmeckt ihr mehr. Beim Deu'n hilft's nimmer; ja sogar S'Rahmschlecken fällt ihr schwer. Wie's wieder heimkommt von der Reif, Sagt d'Mutter voller freud: „Halt ja Ichier rote Backerl kriegt! Sind doch recht gute Leut!“ Was tun's denn alleweil z'Birkenstein? Und s'Reife antwort' fix: „Hab, s' eine Mal tun's feiern, d'Leut, Und s'andere Mal tun's nit!“

M. Schulz.

### Die Körperpflege der Frau

Sagen Sie nicht, das sei nichts für unsere Frauen, das sei ein Kapitel nur für die Frauen reicher Leute, gutbezahlter Beamten und Kapitäne.

Unsere Frauen besitzen in ihrem Körper ihr wichtiges Kapital. Diesen Körper und seine Arbeitskraft und Gesundheit zu erhalten, sollte die wichtigste Aufgabe gerade der Arbeiterfrau sein. Ihren Körper als beste Werkzeuge einen gesunden Körper ins Leben mitzugeben, dazu ist jede Mutter, auch die bescheidenste, Lust, Mühe und Mühe — das sind billige Mittel, deren Anwendung jedem Menschen möglich ist. Eine kurze Sparsame Zeit, jeden Tag regelmäßig der Pflege des Körpers gewidmet, ist nicht unumkehrbar vertrieben und vergeblich.

Wenn wir hören, daß dieser oder jener Kollege in seinen Bekleidungen zurückgekommen, in Not geraten ist, dann erfahren wir in dem meisten Fällen als Ursache: Die Frau ist immer krank. Eine krank Frau — das ist gleichbedeutend mit unabweisenden Sorgen, mit unangenehm gestörten Haushaltsgeschäften, mit vernachlässigter Kindererziehung — mit ewig und unruhig nagender Verzerrung der Arbeitskraft und Lebensfreude des Mannes.

Selbstverständlich gibt es viel unerwünschteres Unglück. Krankheit überfällt die fleißigsten, die Aufopferndsten oft über Nacht. Geht es einem gegen Krankheit. Aber man kann sich schützen, man kann sich wehren, man kann der immer drohenden Gefahr entgegenarbeiten. Und dies geschieht am wirksamsten durch eine vernünftige Körperpflege.

Abwachen ist gut, wenn man nicht überredet. Kinder soll man nicht verzärteln, aber man soll sie auch nicht an kalten Wurz- und Spitzbögen, verjährt von ein paar Sonnenstrahlen, mit halbnacktem Rücken herumlaufen lassen, wie dies gerade bei den kleinen Bier- und Weinbräuern oft zu sehen ist. Wenn man das Kind nichts nicht in diese Federbetten verpackt, in denen es schnarcht und beim ersten Aufschrecken sich dann notwendig erheben muß, wenn man vielmehr leicht, warmende, aber luftdurchlässige Decken wählt, so hat man schon den ersten Schritt getan. Der kleine Gewandmaß ist nicht nur leicht und gut an heißen Tagen, er ist nicht verstaubt, schlicht, gekleidet und nicht der Winter Unzulage. Denn die Mutter des wackelnden und über Jahre danach sich, vermischt sie es selbst auch einmal nachts mit einer leichten Decke, patzt der Federbetten. Der Erfolg wird sich bemerkbar machen. Reichlich früh — man geht eben zehn Minuten früher an, als eigentlich notwendig — reißt man sich um zweifelhafte den ganzen Körper mit ein wenig eisig, sondern mit „gebackenem“ Wasser. Das erfrischt, ohne dem Körper allzuviel Wärme zu entziehen. Man trocknet mit einem weichen Lappen, leicht juckender, nach und zieht sich ruhig an, kommt sich schon, ruht die Hände — und man wird merken, daß man sich selbständig wieder selbst — ruhen kann.

Das kommt gleich allen Hausfrauenmitgliedern zugute. Die Mutter macht bei vernünftigen Gesicht, garst nicht, hat ein freundliches Gesicht für alle. Das führt ab auf die Kinder! Selbstverständlich wird sich das Fröhlich ganz gut zeigen. Die Frau soll sich dazu Ruhe und Zeit nehmen, wenn nicht genug sein soll, daß sich das Fröhlich erst mehr als von Kindern anzusehen braucht. Aber eine Maßnahme, die erbeten soll, braucht Kraft und Strom.

Ganzaktarbeit wird — zumal von den Männern — nicht immer nach Gebühr eingeschätzt. „Das bißchen Wirtschaft“, sagt oft der Mann, denken die Söhne. Nun, sie sprechen, wie die Blinden von der Farbe. Haushaltarbeit ist eben etwas, was täglich getan sein will und etwas, — ich sagte so schon einmal an anderer Stelle — was man erst sieht, wenn sie nicht getan ist. Es gilt, in Staub, Wasch- und Müllgebund zu hantieren, es gilt, schwere Eimer und Wütten zu heben, zu tragen, zu entleeren. Es gilt, stundenlang da und dort zu stehen, zu knien, zu hocken, bis alle Arbeit getan ist.

Abnehmen kann unseren Frauen das niemand. Sie wollen es auch gern tun, denn es ist ihr Arbeitskreis und sie wissen, daß auch die Männer sich ihren Arbeitskreis der Sicherheit, im Saufen und Dröhnen der Maschinenhallen gefallen lassen müssen. Aber erleichtern können die Frauen sich dieses. Wenn sie nur ein wenig an das denken, was in der Metallarbeiter-Zeitung unter den Vorschlägen zur „rationalen“ Haushaltarbeit gesagt und geschrieben wurde, so werden sie sich manches erleichtern können.

In eines aber soll die Frau immer denken: Bewußt und mit Überlegung kleine Erholungsphasen sich zu gönnen. Ich meine hier nicht einen schnellen Traktat mit der Frau Nachbarin, währenddessen die Milch überkocht. Ich meine auch nicht ein zur Unzeit geübtes „Aus dem Fenstersehen“. Ich meine es so: Wenn man mit dem Ordnen der Zimmer und mit dem Fegen der Böden, dem Entleeren des Aschenkastens usw. seinen Augen allerhand zugemutet hat, dann ist eigentlich der richtige Zeitpunkt, um einen etwa notwendigen Einkaufsgang zu tun, damit durch einige kräftige Atemzüge in freier Luft ein Ausgleich geschaffen ist. Oder wenn man längere Zeit geübt am Waschtisch gestanden hat, so soll man daran anschließend eine Arbeit tun, die man sitzend verrichten kann: Gemüseputzen, Kartoffelschälen und so weiter. Kurzum, man soll ein wenig Obacht darauf geben, daß man dem Körper immer mit der nächstfolgenden Arbeit eine Entspannung gegenüber der vorhergetanen Arbeit schafft.

Sehr schädlich ist es zum Beispiel, die Kleinen Kinder durch allzubielen Umpfertragen zu verwöhnen. Einmal ist die rein körperliche Anstrengung dabei mancher durch verschiedene Geburten geschwächter Frau schon schädlich, andererseits ist den Kleinen Menschenkindern selbst nicht damit gebient. Die sollen sich ruhig an einem geschützten Platz auf einer weichen Decke kräftig austampeln, das ist ihnen u n d d e r M u t t e r gesünder, und die Zeit, die die Mutter dem „Kindern warten“ nicht zu widmen braucht, kommt ihr anderweitig zugute.

Frauen, die empfindliche Füße haben und öfters Schmerzen in Sohlen und Gelenken bei längerem Stehen verspüren, sollen besonders für geeignetes, gut passendes Schuhwerk sorgen, im übrigen aber darauf achten, die schmerzenden Füße öfters, in kleinen Arbeitspausen, hochzulagern. Man sollte nicht glauben, wie wohl eine solche Ruhe von auch nur fünf Minuten tut.

Nach der Beendigung der Küchen- und Hausarbeit, also etwa nach dem Abwaschen des Mittagsgeschirrs, soll eine nachfolgende Ganze abwaschung des Körpers erfolgen mit darauffolgendem Umkleiden, möglichst auch Wechsel der Leibwäsche. Das ist kein Luxus. Und wenn man die abgelegte Wäsche an irgendeinem luftigen Ort bis zum andern Morgen aufhängt, so kann man sehr wohl das Hemd an mehreren Vormittagen tragen, um Wäsche zu sparen. Genau betrachtet aber ist es nicht halb so schwierig, drei nur leicht angeschmutzte Hemden zu waschen, als ein verschmutztes und durch längeres Tragen wirklich schmutzig gewordenes Wäschebüchel. Ganz abgesehen davon bewirken die öfteren Ganzabwaschungen des Körpers, daß eben die Leibwäsche viel länger sauber bleibt.

Frauen, die immer einen Duft von körperlicher Frische an sich haben, machen ganz von selbst zuzufolge körperlichen Wohlbehagens freundlicherer Gesichter. Und einem gutgelaunten Menschen bekommt alles besser: Essen, Arbeit, selbst den unermüdlichen Tagesarbeits immer ein harmonisch abgestimmter Mensch nicht so schwer. So ist es ein Kreislauf und die Frauen können dabei nur gewinnen.

Wer die Möglichkeit hat, die Ganzabwaschung auch vor dem abendlichen Schlafengehen zu wiederholen, veräume dies nicht. Der Schlaf ist besser, wohltuender. Offene Fenster im Schlafzimmer sind natürlich Bedingung.

Wenn die Frau nun noch beachtet, in besonderen Fällen ihrem Körper die erforderliche Rücksicht und Pflege zu widmen, und wenn die Männer sich daran gewöhnen, derartige Bestrebungen nicht als Bequemlichkeit oder Zümpelhaftigkeit aufzufassen, sondern sich eher bestreben, dem die richtige Würdigung nicht zu verjagen, so wird bald manche Unpäßlichkeit verschwinden, die den Frauen das Dasein erschwert. Aus kleinen Unpäßlichkeiten aber, nicht beachtet und nicht verhütet, können die Anfälle entstehen, die zu langwierigen Erkrankungen führen. Auch hier gilt das alte Wort, daß „Vorbeugen besser als Heilen ist“.

### Das Mitbringen

Sobiel ich schon beobachtet habe, bringen fast alle Mütter vom Einkauf ihrer Lieblingen was mit. Ich mache keine Ausnahme von der Regel, weiß ich doch zu gut aus der eigenen Kinderzeit, welche freudiges Ereignis es jedesmal war, wenn Mutter etwas mitgebracht hat. Aber wie sieht nun dieses Mitbringen aus? Bei besonderen Anlässen kaufe ich meiner Kleinen wirklich gute Milchschokolade, von der ohne weiteres behauptet werden kann, daß sie auch Nährwert besitzt. Für gewöhnlich jedoch gestaltet mein jährlicher Beutel diese Ausgabe nicht. Zu kaufen ich nun weder die verschiedenen Bonbons, noch die Zuckerzigaretten, Gummiweingötter, Schaumkringel und wie sonst das gefärbte, minderwertige Zeug heißen mag, das unseren Kindern den Magen und die Zähne verdirbt, sondern ich nehme Obst mit heim. Im Sommer Beeren und Früchlein, im Herbst die verschiedensten Früchte und im Winter und Frühling, wenn der eigene Obstvorrat zu Ende ist, einige Orangen oder einen Kranz Feigen. Das kommt wirklich auch nicht teuer. Die Verwendung der Feigen scheint mir überhaupt noch recht einseitig zu sein. Ich für meine Person habe im Winter mehrmals ein sehr wohlschmeckendes und billiges Kompott aus Feigen hergestellt. Auch dem in Wasser gelösten Gajebrei füge ich mehrere feingeschnittene Feigen bei und lasse sie tüchtig mitkochen. Dieses einfache und besonders für Kinder empfehlenswerte Gericht schmeckt fein und findet viel Anklang. Da viele Menschen beim Genuß von ungelöschten Feigen Zahnschmerzen bekommen, empfiehlt es sich, abends einige Feigen in einer Tasse Wasser einzumweichen. Bis zum Morgen sind sie schön aufgelaufen und ganz weich. Diese Feigen, natürlich gegeben, gelten als gutes Mittel gegen Stuhlgegang. Reine Obstmitbringe haben verschiedene Vorzüge. Erstens bekommt meine Kleinen keine Magen- und Zahnschmerzen davon, zweitens entwickelt sie sich nicht zu einem Raufschäfer, das daran gewöhnt ist, jede Minute was Süßes in den Mund zu schieben, und drittens hat sie regelmäßigen und leichten Stuhlgegang und ist infolgedessen ein gesundes, fröhliches Kind.

### Wine für den Haushalt

Seißwasserflaschen und andere aus Gummi hergestellte Gegenstände wasche man regelmäßig alle zwei Monate mit Wasser, dem etwas Soda oder Salmiak beigelegt wird, um sie vor dem Hart- und Bräunwerden zu bewahren. Schon vor Rückenstichen bietet eine Einreibung mit Gullaholzeröl. Spulwurmmer befreit man durch pulverisiertes Kainitarrant, das man in Honig oder Karmelade mischt und abends in kleinen Mengen einnimmt. Kattenkratz wird verhindert, wenn man mit Terpentin getränkte Lössblätter zwischen die einzumottenden Sachen legt.

# Der Motor und sein Freund

Die Geschichte, die ich hier erzählen will, spielte sich in einem kleinen Betrieb mit einigen Leuten, mehreren Maschinen und einem Gasmotor ab.

Der Schlosser, der auch den Motor bediente, war der einzige, der das Wesen der Maschine kannte und alle seine Sinne waren so geschult, daß er Schäden und Mängel rechtzeitig zu entdecken suchte, um sofort Hilfe schaffen zu können. Die anderen arbeiteten auch, aber mechanisch, ihren Tag hin, gingen mitunter ihren eigenen Gedanken nach, kimmerten sich im übrigen um nichts, hörten also auch den leisen Klagegeschrei ihrer Maschine nicht eher, als bis sie gewöhnlich von selbst still stand. Dann hieß es stets: Gott, wir haben ja einen Schlosser, der mag nur die Sache wieder in Ordnung bringen. Als auch dieser eines Tages ratlos dastand, kam der Chef und bemerkte: „Sie sind ja dafür Fachmann, Sie müssen das alles können“. Dieser Ausdruck erhielt sich; bei jeder Gelegenheit war er sofort da.

Dem Schlosser war der ganze Betrieb ans Herz gewachsen. Er meinte oftmals fast körperlichen Schmerz zu spüren, wenn er sehen mußte, wie schonungslos man mit einem Liebeswerke umging. Sein besonderer Freund aber war der Gasmotor. „Mein Motor“, wie er sagte. Die größte, die wichtigste Maschine des ganzen Geschäftes. Mühte doch alle Arbeit ruhen, wenn am Motor etwas nicht in Ordnung war.

Eines Morgens hatte die Arbeit wieder begonnen. Gleichmäßig und ruhig drehten sich die Räder. Zufrieden stand unser Schlosser, der Herr Müller, an seiner Werkbank in einer Ecke des großen Saales, von wo er alles übersehen konnte, und richtete Werkzeuge. Ab und zu warf er prüfende Blicke über alles oder horchte auf das gleichmäßige Stampfen des Motors im Nebenraum. Auf einmal verlangsamte sich die Gangart der Maschine. Ein einziger, langgezogener, klagender, pfeifender Laut tönte aus dem Motorraum — dann war alles still. Totenstill.

Alle waren so verblüfft, daß sie das Arbeitsstück, das sie gerade in den Händen hatten, noch in derselben Lage hielten, wie es die Maschine brauchte. Sekundenlang. Der erste, der sich bewegte, war der Schlosser. Ein ganz erstauntes „Ranu!“ ließ er hören. Dann zog er ruhig die Uhr aus der Tasche und sagte laut: „Es ist gerade 14 Uhr.“

Da kam auch wieder Leben in die anderen. Die Hände legten das Werkstück hin. Neun Gesichter richteten sich auf den Mann in der Ecke. In allen Blicken konnte man deutlich die gleiche Verunsicherung ablesen. In die Lage erkennen. In 20 Augen die einzige stumme Frage: Was ist denn los? Niemand getraute sich zu sprechen, bis ein junger Bürsche das Schweigen brach mit der launigen Bemerkung: „Der Motor streikt! Er will Lohnherhöhung!“ Da kam auch das Leben in alle zurück.

Jeder suchte einstweilen eine andere Arbeit zu verrichten, um nicht müßig zu stehen, falls, wie mit Bestimmtheit zu erwarten, der etwas neugierige Alte kommen sollte.

Richtig! Atemlos, mit dem Federhalter in der Hand, kam er. „Wo ist denn Müller?“ — „Hier!“ — „Was soll denn diese Betriebsstörung bedeuten? Jetzt, wo wir es so notwendig haben. Wie ist so etwas möglich? Ich begreife das gar nicht. Könnten Sie das nicht beheuten?“

Ruhig sah der Angeredete dem Erregten ins Gesicht. Dann sagte er mit leiser Stimme, die Lippen ein wenig spöttlich verzogen: „Ja, da haben Sie ganz recht. Ich begreife's auch noch nicht. Aber es nützt alles nichts. Die Hauptsache ist Ruhe.“ Sprach's, drehte dem Alten den Rücken und beschwand im Motorraum. Mit leisem Knack schlug die Tür hinter ihm ins Schloß. Hiemlich verduftet war der Herr. Dann murmelte er für sich: Stobian! Aber so find sie alle. Offenlich dauert's nicht zu lange. So eine Störung ist immer fatal. Dann ging er langsam ins Kontor zurück.

Draußen standen nun die beiden nebeneinander: Mensch und Motor — Fleisch und Eisen! Der erste klein, mit intelligentem Gesicht, ruhig. Der andere groß, massig, schwer, eine Wirt der Kraft. Aber noch viel ruhiger: Leblos. — Da frisch der Mensch dem anderen, fast zärtlich, über den metallenen Leib, klopfte mit einem Schraubenschlüssel an das Schwungrad und sagte wie zu einem guten Kameraden, den er aufmuntern wollte: „Na, alter Junge, was machst denn du für Geschichten? Du hast wohl keine Luft mehr? Oder willst du mich bloß ein bißchen ärgern? Oder bist du vielleicht krank geworden?“

Sorgsam begann er hierauf seinen eifernen Patienten zu untersuchen. Teil für Teil. Hier prüfte er ein Ventil auf Dichtigkeit, dort wurde eine Schraube fester angezogen, die Ölbehälter frisch gefüllt, die elektrische Zündung geprüft, Gas- und Luftleitung nachgesehen, die Regulierung untersucht. Nichts zu finden! — Dann wurde probiert. Der Motor sprang an, machte einige Umdrehungen, hauchte jedoch mit demselben klagenden Laut seine Bewegung aus.

„Es muß an der Zündung liegen“, murmelte Müller für sich. „Woll'n mal eine neue einsetzen.“ Wieder probiert. Ein paar Touren, ein Knack und der Motor stand wieder still.

„Kann das nicht verstehen“, sehte der Schlosser sein Selbstgespräch fort. „Was dem Kerl heute nur einfallt? An der Zündung liegt's nicht. Auch sonst ist alles in Ordnung. Müchte wissen, was das ist? Da bilde ich mir ein, meinen Freund zu kennen, nichts ist's mit meinen Kenntnissen. So ein großer, dicker, eiserner Kerl wirft sie mir mit einem Knack über den Kopf. — Donnerwetter, schon um zwölf, da wird aber der Alte schnauzen!“ Wieder wurde Teil für Teil sorgfältig nachgesehen, das Zusammenarbeiten der einzelnen Stücke aufs genaueste geprüft.

Ein kranker Mensch kann wenigstens sagen: „Herr Doktor, hier fehlt es mir, das tut mir weh. Da vermag der Arzt seine Maßnahmen zu treffen. Eine kranke Maschine ist aber stumm.“

Noch einmal und noch einmal probierte Müller. Schweißtropfen perltet aus seiner Stirn, die Brust hob und senkte sich unter schweren Atemzügen. Es half alles nichts! — 1 Uhr! Die Mittagszeit ist vorbei. Im Saale fingen die anderen wieder an zu arbeiten. Dumpf, mahnend klang es durch die Tür. Müller hatte noch keine Zeit zum Essen, auch keinen Appetit. Unablässig arbeitete sein Gehirn.

Blöhhlich kam Bewegung in ihn. Was hatte er vor? Was kramte er da mit seinen bligen Händen in der Tasche herum? Eine Zigarette! Graublauer Rauch, mitunter auch kunstvolle Ringel stiegen in die Luft. Da ging die Tür auf, der Alte stand im Rahmen, sprachlos.

„Nein, das ist doch die Höhe! Draußen stehen die Leute und haben nichts zu tun, jede Minute kostet viel Geld. Wie warten und stehen wie auf Kohler und dieser Mensch lehnt hier gemütlich am Motor und raucht! Nein, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen und ich bin ein alter Mann. Nein, ... auf der Stelle müßte man ...“

Krachend slog die Tür ins Schloß! Rächelnd blühte Müller dem erregten Alten nach, im Herzen das Bemühen: Jetzt finde ich den Fehler! Sorgfältig probierte er den Motor noch einmal, genau auf jedes Geräusch achtend. Da kam's ihm vor, als läge die Luftzufuhr minder deutlich als sonst. Vielleicht lag's da. Man konnte ja schließlich die Rohre einmal auseinanderdrehen. Bald war die Leitung auseinandergenommen, und ... Was war denn das? Ganz innen drinnen in einem Knie? Er traute seinen Augen nicht, griff hastig in das Rohr und zog langsam ... ein Stück Purzwolle heraus.

Gott sei dank! Durch die saugende Kraft des Motors war die Wolle irgendwie vom Luftrohr angezogen worden, hatte allmählich den fast fünf Meter langen Weg im Rohr zurückgelegt, bis sie schließlich im Knie sitzen geblieben war, worauf dann der Motor, gleichsam an Luftmangel, erstickt war.

Noch immer hielt Müller die Purzwolle in der Hand. Auch jetzt wieder hob und senkte sich seine Brust, tief und schnell, aber nicht mehr in schweren Atemzügen, sondern vor Freude. Schnell waren die Rohre der Luftleitung wieder zusammengeführt — Gasfaß an — Luftventil bis zum dritten Strich geöffnet — den Motor angebracht und — die Zündung setzte ein. Er sprang an, drehte sich, langsam erst, als müßte er tüchtig Atem holen, dann schneller und schneller, bis die Tourenzahl erreicht war. Mit leisem Klacken setzte die Regulierung ein. Die Stille lief!

Wieder stand der Alte im Motorraum. „Nun, jetzt geht's doch auf einmal, was war denn los?“

Schweigend zeigte Müller die schmutzige Purzwolle. „Die hat meinem Freund im Hals gesteckt!“

# Der Radiot. Eine Geschichte mit traurigem Ausgang

Christian Bornweg hieß er, und sah auch so aus. Dürr und lang wie der Tag von Johanni; immer hastig, immer in Bewegung, stets in Angst, nicht rechtzeitig anzukommen. Wenn er mit seinen Storchbeinen über die Straße schritt, so schienen die Pfastersteine unter seinen Sohlen fortzuklappen. Überall erregte die absonderliche Gestalt Aufsehen.

Christian stürzte in die Zeit hinein; seine Nase stach mächtig in die Gegenwart und witterte alles Neue. Der Radiotelefon war er mit Leib und Seele ergeben, ein leidenschaftlicher Bassler. Er kannte alle Erfindungen schon fünf Minuten, bevor sie gemacht wurden, alle neuen Geräte schon eine Woche, bevor sie gebaut wurden, hörte mit seinem Detektorapparat sämtliche Sender des Festlandes und empfing jede Nacht mit der Wächteleine als Antenne America. So war Christian Bornweg!

Der Radiotelefon hatte so vollständig von seinem ganzen Wesen Besitz genommen, daß er sogar seine Einkäufe manchmal „drahtlos“ vornahm. Gegen sein Zimmer war Christophs Laboratorium ein peinlich gepflegter Salon, überall ständen Schalter und Steddos, lagen Köhren, Buchfen und Schraubfen, hingen Drähte herum. Berechnungen, Tabellen und Baupläne türmten sich zu Bergen. Die Funkzeitungen kauften über die geistige Beweglichkeit dieses Mannes, der mit Zahlen und angenehmen Worten spielte wie mit Kinderballen, und Konjunkturalen entwarf, die phantastisch und manchmal selbst am Ende waren, aber immer ein großes Teil Erfindungsgröße verrieten. Dieser Mann ist ein Glückbringer das Bestlichste,“ sagte einmal jemand von ihm, eine seltsame Mischung von zuverlässigem Techniker und hemmungslosem Schwärmer, ein vollendetes Radio! — Und das war er.

Christian Bornweg hatte wieder etwas Neues ausgetüftelt. Und die Voraussetzung dessen war: „Die elektrische Welle läuft wie das Licht mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde durch den Äther. Siebenmal geht in der Sekunde die Welle um den Erdball. Das ist eine ganz schöne Geschwindigkeit! Der Schall dagegen legt in derselben Zeit nur humpige 330 Meter zurück.“ Und während seine Gedanken um das Geheimnis der Zahl kreisten, bekam er plötzlich einen Einfall, der ihn in fieberhafte Aufregung versetzte. Etwas Neues! Noch nie Dagewesenes! Eine Entdeckung! Eine Sensation!!

Im Orpheum, dem neubarren, prunkvollen Theaterpalast der Sechshundert, der mit dem, mit unerhörtem Pomp aufgemachten Revue „Mund um den Erdball“ eröffnet wurde, war Kistenbetrieb. Es war das Ereignis des Jahres. Vor den Türen standen sich die Autos, in den Logen glänzten Fräule und Abendkleider, im Saal und in den Rängen drängten sich die Leute, die überall dabei sein mußten. Der Raum schimmerte unüberschaubar in einem Meer von Licht. Alles war auf den Erfolg dieser Aufführung gespannt, die auch durch Mundfunk auf sämtliche deutschen Sender übertragen wurde.

Als die Glocken den Beginn der Vorstellung ankündigten, zwangte sich durch die Reihen der auf dem höchsten Rang Sitzenden eine absonderliche Gestalt, die den ganzen Rang in Aufbruch brachte. Christian Bornweg, der alle übertrug, sah aus wie Don Quixote, aber wie sein neuzeitliches Gegenstück, der Filmkapitän Kapitän. Er war in einen langen, feierlichen Brautrock gekleidet, der sich in den Schößen so merkwürdig bewegte, als wenn ein großes Paket darunter verborgen wäre. Die Lampen verlöschten langsam, es wurde still im Saale.

Christian hantierte wenige Minuten geschäftig auf seinem Platte herum, seine langen Arme tauchten auf den Boden, schraubten dort ein etwas herum, kamen wieder hoch und stülpten bligartig einen Kopfhörer

über die Ohren. Dann verschwanden sie nochmals, die Hände drehten an zwei Knöpfen und da war es. Christian lächelte selig, er hatte es erreicht. Er hörte die Vorstellung, die sich da sichtbar vor seinen Augen abspielte, auf dem Wege über den Sender im Mundfunk! Zwischen seinen Beinen stand ein raffiniert gebautes Empfangsgerät, dessen Antenne um das Gehäuse gewickelt war. Und die Sensation? — Er hörte jeden Ton in diesem riesigen Saal, auf dem von der Bühne weit entfernten Platte genau eine Sekunde früher, als alle anderen Leute im Publikum. Ehe der Schall auf direktem Wege das Ohr der Leute erreichte, hatte er jeden Laut durch die elektrische Welle schon längst vernommen! Der Versuch war gelungen, durch ihn, Christian Bornweg!

Die Vorstellung nahm einen bewegten Verlauf. Ehe das Publikum begriff, was eigentlich auf der Bühne gesprochen wurde, lachte Christian schon. Er bullerte in die wichtigsten Stellen, ehe sie das Publikum aufnehmen konnte, sehr wunderlich, rollendes und dröhnendes Lachen. Immer in die Stille und Spannung hinein, die einer gut vorbereiteten Wirkung voranging, knallte sein Lachen. Zuerst stürzten die Leute. Sein Nachbar, ein würdiger Mann mit einem abendfüllenden Umhängen, schlüpfte seiner Ehegattin zu, daß das Wohl ein Schmerzhänger sein müße, der sich solch einen Apparat umgebunden habe. Die Ehegattin aber war klüger und antwortete, daß er dann nicht lachen würde, wo es doch nichts zu lachen gäbe, und daß der Mann dann nicht ganz richtig im Kopfe sein müßte.

Vom Hischen und leisen Mahnen steigerte sich die Entzückung des Publikums zum offenen Aufstand, zum Gipfel der Empörung, zum Sturm der Aufregung. Im Parterre stand alles auf, Klagen wurden fernort vor laut. „Dazu hätte man das keine Eintrittsgeld bezahlt! Unerhör! Die Logenbesitzer stürzen herbei und zwängten sich durch die Reihen. Der Diba auf der Bühne blieb das Wort im herzhaftem geschminkten Mund hängen, der Komiker war so traurig, daß ihm die Tränen herunterrieselten. Die Choristen brachten den Chor von der „Du im Mondjoun mit dem Froufrou“ nicht mehr zu Ende. Kein Mensch hatte an diesem Abend mehr erfahren, was es mit dieser Dame für eine Bewandnis hatte. Es war schrecklich! Es entwickelte sich ein unbeschreiblicher Tumult, anschließend zum brüllenden Chor, zum brausenden Massensturm, wie ihn besser kein Regisseur hätte erfinden können.

Dem Tenor mit der gefährlichen Lode, gestor auf der Bühne das Rächeln vor Schreck im Gesicht, der Kapellmeister hieß wie rasend mit seinem Taktstab dem ersten Geiger auf die Glabe, der Cellist trat in sein Instrument mit dem Stiefelabsatz. In dem rasenden Aufbruch ließ endlich der eiserne Vorhang.

Christian Bornweg, der zuerst gar nicht begriff, was die Leute von ihm wollten und bestürzt vor sich hingelächelt hatte, slog wie ein Pfeil zum Ausgang. Die Schöße seines Brautrockes flatterten in der Luft. Verunsichert starrte er die wütende Masse an, die ihn bedrängte. Eine Rede, in der er Erklärungen abgeben wollte, ging im dem höllischen Gebrüll unter. Alles schrie, keiner verstand den andern. Die empörte Menge kam also um den Genuss Neues aus dem Bereiche der Radiotelephonie zu erfahren. Ein Feuerwehrmann nahm sich schließlich Christian an, der vor laut über die Verunsicherung der Leute schämte. „Auf Wiederhören“, rief er in der tosenden Saal.

„Auf Wiederhören, werden Sie glücklich,“ antwortete ein Mann, der Dumor hatte. So erndete Christian Bornwegs erstaunlicher Versuch. R. Felix Mendelssohn

# Scham

In einem der wenigen schönen Sonntage, die wir bisher hatten, in die aber nach unerforschlichem Matsch nun gleich joviell Höhe kam, daß es schon nicht mehr schön war, ging ich durch eine schmale, aber sehr belebte Straße der Stadt. Mit Latzen war der Fahweg abgepflastert, der Asphaltbelag des Bodens wurde ausgebeißt. Doch auch auf dem Fußweg war kein Durchkommen. Dort staute sich eine Menschenmenge. War etwas geschehen? Ein Unglück? Ich hatte Eile und drängte mich vorbei. Dabei sah ich, daß alle diese mehr oder weniger elegant angezogenen Leute nichts taten, als — dastehen und zusehen, wie einige Arbeiter im Schweiß ihres Angesichts Asphalt ausbeißerten!

Die Sonne brannte glühend — es war kurz nach Tisch. Der teerhaltige Brei, der von den Leuten auf die Straße aufgetragen wurde, qualmte beißend und noch abscheulich. Am Boden knieten die Arbeiter — Menschen wie du und ich! Schmutz und Schweiß auf den Gesichtern, die Augen tränen von dem Qualm und Dunst der schwarzen, zähen, heißen Leermasse.

Ich hätte es verstehen können, wenn einer von denen, die da knieten, sich aufgerichtet und — in plötzlicher Empörung — die Masse mit dem schwarzen zähen Brei weggeschleudert hätte in die Masse der Gaffer hinein.

Aber ich verstand nicht, daß alle diese Gaffer sich nicht schämten, zuzusehen, müßig dabeizusehen, wie ihre Brüder dort harte, schwere Arbeit verrichteten.

Gewiß, auch solche Arbeit muß getan werden. Ob es aber nicht möglich wäre, daß der Unternehmer dies in der Frühe Morgens oder Abendstunden tun ließe? Gewiß, nicht jeder ist ein Müßiggänger, wenn er in sauberen schönen Kleidern auf der Straße geht, denn manchem ist eben der elegante Anzug die Berufs Kleidung. Alles dies zugegeben. Aber ich bin eilends weitergegangen, obwohl ich beruflich unterwegs war. Ich schämte mich, daß schwerarbeitende Menschen in unbarmherziger Sonnentat müßigstehenden Gaffern ein Schauspiel gaben.



Deutschlands Industrialisierung hat seit der letzten gewerblichen Betriebszählung von 1907 erhebliche Fortschritte gemacht. Die Zahl der gewerblich tätigen Personen in Industrie, Handel und Verkehr ist seit 1907 um 28,5% gestiegen, und zwar bei Männern um 25%, bei Frauen sogar um 39,1%. Noch weit stärker als die Vermehrung menschlicher Arbeitskraft hat die Vermehrung motorischer Arbeitskraft im deutschen Gewerbe zugenommen. Von den 3,5 Millionen Gewerbebetrieben verzeichneten 1925 548 000 oder 15,9% Kraftmaschinen (einschl. Kraftfahrzeuge). Gangsamer gewachsen ist dagegen die Zahl der Betriebe selbst (um 14,4% gegenüber 1907), weil die Ausdehnung des Gewerbes weniger in Form von Neuerichtungen von Betrieben als durch Vergrößerung, z. B. auch durch Zusammenlegung bestehender Betriebe, stattgefunden hat.

## Wahre Geschichten

So geht's! Frau Neureich (erzählt in Gesellschaft von ihrem Sommeraufenthalte): „Ach, und dann kamen wir in ein wunderbares, hysterisches Dorf und sahen dort einen echt romantischen Wasserfall.“

Er weiß es besser! Der kleine Ernst hat zu Weihnachten ein schönes Pferdchen, das auf Mädeln läuft, geschenkt bekommen. Nun darf er zu Verwandten aufs Land und sieht dort zum erstenmal wirkliche Pferde ganz in der Nähe. Eine Weile betrachtet er sie sehr genau. Dann wendet er sich an seinen Begleiter: „Onkel, diese Pferde sind noch nicht ganz fertig.“ „So, warum denn nicht?“ lacht dieser. „Schau doch nur, sie haben ja noch gar keine Klauen unten!“

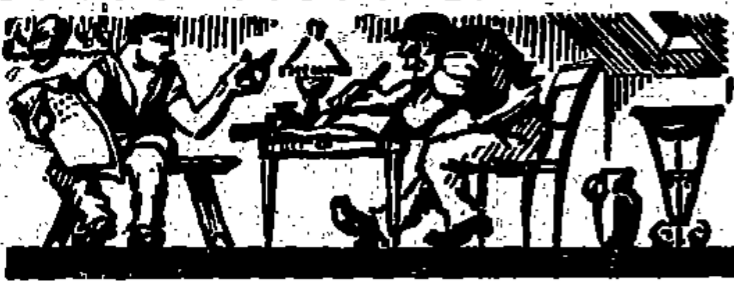
Zweibeutig. Der junge Bräutigam hat das Recht, beim Familienabend eine Leseliste anzuführen. Der ganze Inhalt ergreift sich über das Tischchen. „Oh! Da gibst eine Kindstaupe! Wir gratulieren!“ ruft es nackernd von allen Seiten. „Da siehst Du! Weil Du nicht aufgepaßt hast!“ sagt die Braut. Und sie sieht verwundert um sich, als nun erst recht das Gelächter losbricht.

Der reiche Güterbesitzer. „Pepperl, hast heit keine Lohn kriagt?“ fragt die Dumbergerin ihren Sprößling. — „Grod jwoc ho i kriagt, Ruatta.“ — „So, wegn was denn scho wieder?“ — „Mei, weil i an Wuchsn Kugel bruch ho aus'n Lehka sein Garten.“ — Jetzt sowas! Die Dumbergerin hält eine schöne und lange Rede mit vielen guten Ermahnungen. Zum Schluss erkundigt sie sich: „No, Pepperl, was denst Dir denn jetzt?“ — „Hätt i Dirz no grod net glogt!“ lautet die mühsamige Antwort.

Druckfehler. Aus einem Kriminalroman: ... Stumm und stocksteif saßen sie auf ihren Plätzen und kein Mensch konnte ahnen, daß sie alle untereinander verknüpft waren.

## Von Mark Twain

In einer musikalischen Gesellschaft erzählte Mark Twain, daß es ihm unergötzlich sei, wie er seiner Vater einst auf dem Klavier begleitet habe. Man drängte ihn, diese Geschichte zu erzählen. „Wie Sie wissen“, sagte Mark, „bin ich an den Ufern des Mississippi groß geworden. Unser Haus stand nicht weit vom Strome entfernt. Einst kam ein Hochwasser. Wir mußten auf den Hausboden flüchten. Das Wasser stieg weiter und das Haus drohte einzusinken. Da nahm mein Vater eine Bettstelle und schwannte auf ihr den Strom hinüber. Und ich — ich begleitete ihn auf einem alten Klavier, das ich auf dem Hausboden fand.“



# Verbandsleben



## Die ohne Gemeinschaftsgefühl

Wo wären heute die Arbeiter ohne Gewerkschaften? Der Lebensstandard, die gesellschaftliche und staatliche Stellung der Arbeiterschaft stehen und fallen mit der Größe und Stärke ihrer Organisationen. Die Wirtschafts- und Sozialgeschichte kennt vor der Organisation der Arbeiter nur *U m p e n p r o l e t a r i e r*, also unterhalb ihres Existenzminimums vegetierende Menschen ohne Selbstbewußtsein, und darum ohne Kraft zur Selbsthilfe. Der Tarifvertrag, fast das ganze Arbeitsrecht, alle neuere Sozialpolitik ist auf den Gewerkschaften aufgebaut und existierte nicht ohne sie. Welche großen Opfer haben ihre Mitglieder gebracht und bringen sie jorklaufend, um diese Erfolge zu sichern und auszubauen! Man kann sich ein Bild von der unheilvollen Bedeutung der Unorganisierten machen, wenn man weiß, wie oft die Arbeitgeber Verhandlungen über Lohn- und Arbeitsbedingungen ablehnen, weil die überwiegende Mehrzahl ihrer Arbeiter unorganisiert sei. Von all den seelischen und materiellen Anstrengungen von Arbeitergenerationen für ihre Gewerkschaften wissen und spüren die Unorganisierten nichts. Und trotzdem fliehen ihnen nahezu alle Kampferfolge zu, fallen ihnen mühelos als Geschenk in den Schoß. Damit schädigen sie aber auch die Allgemeinheit. Denn die Bedeutung der Gewerkschaften, die sie schwächen, geht heute weit über ihre Sorge für ausreichenden Lohn und erträgliche Arbeitszeit hinaus. Unsere Reichsverfassung gibt ihnen wirtschaftspolitische Aufgaben und schafft die Grundlage für wirtschaftliche und soziale Selbstverwaltung. Gegenwärtig ist die öffentliche Bedeutung der Gewerkschaften schon so groß, daß das staatliche und wirtschaftliche Leben ohne sie nicht mehr funktionieren könnte. Und von den Arbeitern in diesen Organisationen, von den damit verbundenen Pflichten halten sich die Unorganisierten fern. Sie schaden damit nicht nur ihren Arbeitskollegen, sondern auch ihrem Vaterlande. Wie ist die große Menge unorganisierter Arbeiter zu erklären, welche seelischen Gründe sind hier entscheidend? Einmal ist es die unter den Menschen weit verbreitete Trägheit und Stumpfheit, die keine, auch nicht die geringste Initiative aufkommen läßt. Die breite Masse der Arbeiter, die täglich mehr als zehn Stunden arbeitet, ist ihr verständlicherweise besonders leicht verfallen. Der Durchschnittsarbeiter, der abermals todmüde nach Hause kommt, will von Dingen, die nicht ganz unmittelbar mit seiner körperlichen Existenz zusammenhängen, nicht belästigt werden. Er lebt nicht: er dämert nur dahin.

Weiter ist es die Furcht vor dem Arbeitgeber, die vom Eintritt in die Gewerkschaft abhält. Ihre erbärmliche wirtschaftliche Lage durch Generationen hindurch hat auch bei vielen Arbeitern ein ausgeprägtes Minderwertigkeitsgefühl großgezogen. Das sind die, die jede Ungerechtigkeit und Härte ruhig erfinden, weil sie viel zu sehr ängstlich und bescheiden sind, überhaupt etwas anderes als Kapitulation vom Leben zu erwarten. Es fehlt ihnen, was mit Alfred Weber zu sprechen, das Selbstvertrauen, um ihr eigenes Los mit eigener Kraft gestalten zu wollen; sie haben sich innerlich damit abgefunden, „den gekrümmten Buckel gegenüber ihren Herren nicht mehr gerade reiten“ zu können.

Und endlich kommen wir zum letzten wichtigsten unverständigen, verächtlichen Motiv: viele Arbeiter bleiben den Organisationen aus schamer Berechnung fern. Sie sparen Kosten und vermeiden persönliche Gefahren und seelische Not, weil sie wissen, daß ihnen alle von den Organisationen erlangten Vorteile jenseits zuteil werden. Zusammenfassend kann man sagen, die seelischen Gründe der Unorganisierten deuten weniger auf einen geistigen als Charaktermangel hin. Die Unorganisierten sind in den Augen der Gewerkschaftsmitglieder mit Recht Menschen ohne Gemeinschaftsgefühl. Streikbrecher in Permanenz. Ihre Erziehung muß deshalb ohne Glacehandschuhe betrieben werden. Denn die Kränkel der Unorganisierten liegen, um es nochmals zu sagen, weniger in ihrem Intellekt als in ihrem Charakter. Und der ist bei Erwachsenen nur mit einigen Härten zu bessern. (Berliner-Zeitung.)

## Das „soziale“ Dreigespann

Wagner — Bögler — Dautberg

Herr v. Bögler hat dieser Tage wieder einmal die Öffentlichkeit durch seine jener Ansprache angelehnt, an denen die deutsche Sozialgeschichte seit der jenen Herren Bredt und Stumm so reich ist. Solche „sozialen“ Herzergreifungen erheben Mithras die Lage und sagen mit großer Deutlichkeit die soziale Mißlage jener Wirtschaftsjünger, von deren Schwanz und Einstuß immerhin viel für die soziale Befreiung und Aufhebung überhaupt und die Beziehungen zwischen Arbeitstern und Arbeitnehmern im besonderen abhängt. Der Herr Bögler davon spricht, daß „ohne die Forderung zum mindesten 3000 Menschen zugrunde gingen, aber 400 bis 5000 andere Rechte hätten können“, kann niemals eine echte Gemeinschaft zwischen Kapital und Arbeit wachen. Das ist unmöglich und unmöglich ist es ganz gut, daß die Herren aus ihrem Herzen zu gewissen Stellen keine Wunden machen. Man weiß wenigstens, daß hinter den sonst unheimlich wieder klingen sozial unantastbaren Leben dieser Herren in Wirklichkeit nichts ist.

Die diese Nummer sozial kritisch sind, sind sie es auch politisch. Der Herr v. Bögler ist erst vor wenigen Wochen in Verbindung mit der Unterführung der Hitlerbewegung genannt worden. Herr v. Bögler hat immer den Erfolgswort bei den politischen Reden für die sozialpolitisch und sozialpolitisch feindlichen Parteien gesprochen, und wie er, so haben die zwei anderen Herren wenig gewonnen einflussreichste Jahre der deutschen Wirtschaft, Generaldirektor Dr. Bögler und Geheimrat Dr. Dautberg, ihre wahre Denkmalsart aufstell.

Generaldirektor Dr. Bögler hat erst vor einigen Wochen anlässlich des Geburtstages des Herrn v. Bredt eine hervorragende politische Rede gehalten und in dieser Rede, die man sich nicht entgehen lassen sollte, es hat sich auch gezeigt, daß er in der Lage ist, die soziale Lage zu erklären und zu erklären, die man sich nicht entgehen lassen sollte.

Es haben auch andere Leute in den Reihen der Arbeiter und der Arbeiterinnen, die einen Tages nach dem anderen werden, werden auch der Zeit der Not, des Hungers, der Arbeit und der Sorgen wieder noch weiter, wenn der Meister sie nur, auf dieser Nummer wird alle helfen. Wenn dieser Mann kommt, dann gibt es großes Glück, daß man wieder Hunger erleben wie Hunger.

Man kann sich ungefähr vorstellen, was für ein Meister damit gemeint ist, wenn man sich versichert, daß Bögler hier, hinter mit Herrn Bredt in Berlin war.

Herr Geheimrat v. Dautberg, der Vorsitzende des Reichsverbandes der Deutschen Industrie und der V. D. Reichsindustrie, hat im Dezember 1926 wieder bei der Gründung der „Sozialpolitischen Vereinigung“ mitgewirkt und ausgeführt, daß man sich die Parteipolitik

einwirken müsse und daß zur Durchsetzung dieser Gedanken Geld notwendig ist.

Mit der Vernunft auf die Parteien einzuwirken, habe ich ausgegeben! Alle Schwierigkeiten lassen sich nur überwinden durch eine planmäßige Beeinflussung.

Nur so im ganzen gesehen kann man sich ein richtiges Bild von der sozialen und politischen Stimmung dieser einflussreichsten Männer der deutschen Wirtschaft machen und erst verstehen, warum wir zu einem sozialen Frieden und zu einer stetigen politischen Arbeit nicht kommen können. Diese Männer, die weder die politische noch die wirtschaftliche Gleichberechtigung wirklich anerkennen, sind im Tiefsten ihres Wesens die schärfsten Gegner der heutigen Verfassung. Das muß man sich bei ihrem Tun und Lassen, bei ihren Reden stets vor Augen halten, denn wenn sie das nicht wären, bräuchten sie sich nicht dieser Methoden zu bedienen. Es muß aber einmal klar ausgesprochen werden, daß, solange diese Männer maßgebenden Einfluß in sozialer Beziehung haben, an eine soziale Erneuerung des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit nicht gedacht werden kann, denn Voraussetzung dafür ist wohl zum mindesten das Vorhandensein einer sozialen Stimmung. Von diesen Männern das anzunehmen, dazu gehört nach diesen Beweisen schon allerschweres.

## Zusammenarbeit



## Hungerlöhne

Das Institut für Konjunkturforschung macht in seinem jüngsten erschienenen Heft auf Grund des Materials der Sozialversicherungs- und Angehörtenversicherung den Versuch, das Einkommen der Arbeiter und Angestellten festzustellen und die Verschiebungen in den Einkommensverhältnissen festzuhalten. Ein sehr lobenswertes Bestreben, von dem man nur wünschen kann, daß es Erfolg hat. Zunächst ist es von Belang, daß in den ersten vier Monaten des laufenden Jahres eine Erhöhung der tarifmäßigen Löhne von 8 bis 9 % festgestellt wird. Darin zeigen sich die gewerkschaftlichen Erfolge der letzten Monate sehr deutlich. Denn es darf als ausgeschlossen gelten, daß ohne den kräftigen Vorstoß der Gewerkschaften eine solche Verbesserung eingetreten wäre.

Doch trotzdem zeigen die Untersuchungen des Instituts, mit welchem Hungereinkommen der größte Teil der deutschen Bevölkerung noch zu rechnen hat. Im März 1927 hatten 55,9 % der unwirtschaftlichen Arbeiter ein Einkommen bis zu 24 M die Woche. Bei den Angestellten hatten 37,5 % aller Versicherten ein Einkommen bis zu 100 M den Monat. Doch dürften die Feststellungen im einzelnen so anschaulicher sein, daß wir die Zahlen hier beibringen.

Bezahlte	Wochenlohn	Der durchschnittliche Arbeiter	Der durchschnittliche Arbeiter
1	bis 6	946377	6,9
2	über 6 bis 12	2527331	16,9
3	„ 12 „ 18	3015055	20,2
4	„ 18 „ 24	1870330	12,5
5	„ 24 „ 30	1399335	9,4
6	„ 30	5178268	34,7
1-6	—	14988506	100,0

Bei den Angestellten, die der Angehörtenversicherung unterliegen, ergibt sich ein ähnliches Bild. Ein Monatsgehalt bis 50 M hatten 19,8 %, über 50 bis 100 M 17,6 %, über 100 bis 200 M 32,7 %, über 200 bis 300 M 17,6 %, über 300 bis 400 M 8,0 % und über 400 M 4,4 % der Versicherten. Rund 9,4 Millionen der versicherungspflichtigen Arbeiter und Angestellten hatten ein Einkommen von weniger als 100 M im Monat. Das Arbeitseinkommen der hier erfassten Arbeiter und Angestellten im Jahr beträgt ungefähr 2,4 Milliarden Mark. Es ist eine traurige Feststellung, daß bei den zur Vorkriegszeit regelmäßig gegangenen Briefen die Mehrzahl der Arbeiter

## An unsere Mitarbeiter

Jeder Verbandskollege muß der Zuschrift an die Zeitung die Nummer seines Verbandsbuches beifügen oder seine Mitgliedschaft von seiner Ortsverwaltung bescheinigen lassen. Und die Frauen unserer Kollegen, die uns mit Zuschriften beehren, müssen die Buchnummer ihres Mannes beifügen. Wenn die Buchnummer oder der Mitgliedschaftsausweis fehlt, kann die Zuschrift nicht veröffentlicht werden.

Jeder Mitarbeiter lege der Zuschrift einen mit Anschrift und Freimarke versehenen Umschlag bei, damit der Aufsatz zurückgeschickt werden kann, wenn er nicht verwendet wird. Wenn ein solcher Umschlag fehlt, wird angenommen, daß auf die Rücksendung kein Wert gelegt wird.

Man schreibe deutlich und gemeinverständlich und mit Tinte oder Schreibmaschine; man lasse genügend Raum zwischen den Zeilen und benutze nur eine Seite des Blattes.

Schriftleitung.

und Angestellten mit einem Einkommen von weniger als 100 M auskommen muß. Denn ein solcher Lohnsatz reicht auch zum bescheidensten Leben kaum aus. Angehörigen dessen muß man sich über die sträfliche Gleichgültigkeit der meisten Arbeiter wundern. Die Gewerkschaften mühten mindestens noch einmal so stark sein, wenn jeder der deutschen Arbeiter und Angestellten ihre Klassenlage erkennen würde. Die Worte Lassalles gelten immer noch: Mit französischen oder englischen Arbeitern kann man ohne weiteres über die Verbesserung ihrer Lage sprechen, aber dem deutschen Arbeiter muß man erst klarmachen, daß er sich in einer elenden Lage befindet.

## Ergebnisse der Verbandsstätigkeit

Für die Zigarettenmaschinenführer in Berlin wurden die bisherigen Tariflöhne in Staffel 1 = 66 M, in Staffel 2 = 68 M, in Staffel 3 = 74 M die Woche mit sofortiger Wirkung wie folgt geändert:

1. Maschinenführer: Anzulernende (Anfangslohn) 66,40 M, nach 3 Monaten Berufstätigkeit 69,60 M, nach 6 Monaten 72,85 M, nach 9 Monaten 76,65 M, nach 12 Monaten 80 M.
2. Betriebsbandwerker nach einjähriger Branchenzugehörigkeit 80 M.
3. Die Löhne der Maschinenführer an Melior-, Atlas- und U.M. Maschinen mit Goldbelag 85 M.
4. Die Löhne der Maschinenführer an Triumphmaschinen betragen 90 M. Das Einkommen gilt bis zum 30. November 1927.

Für die Elektro- und Heizungsmonateure, sowie Klempner und Installateure in Gera wurde die zulässige wöchentliche Arbeitszeit auf 51 Stunden festgesetzt. Die Notwendigkeit der drei Überstunden muß nachgewiesen werden, besonders auch, daß Neueinstellungen nicht möglich sind. Der Überstundenzuschlag beträgt für die drei ersten Stunden 15 %, darüber hinaus 25 %; wöchentlich in drei Schichten gearbeitet, werden Pausen bis zu 15 Minuten in die Arbeitszeit eingerechnet.

Elektromonateure sowie Elektrofachwerke in Württemberg: Die zulässige Arbeitszeit ist auf 52 Stunden festgelegt; ab 49. Stunde ein Zuschlag von 15 %, für die 50. bis 56. Stunde 25 %, dann 50 %. Weiter ist eine Verbesserung der Urlaubsbestimmung und die Befestigung der im Vertrag vorgesehenen Verpflichtung zur Akkordarbeit erreicht worden.

## Man muß nur wirklich wollen

In Nr. 22 der MZ schreibt die Frau eines Kollegen über die Lage der Arbeiterfrauen. Wer die proletarischen Verhältnisse beobachtet, wird nicht umhin können, der Schreiberin zuzustimmen. Seit fünf Jahren forsche ich bei Kollegen beider Parteien nach, die sich über die Gleichgültigkeit ihrer Frauen in gewerkschaftlichen und ähnlichen Dingen beklagen. Da finde ich meistens das Gegenteil der Behauptungen der Männer. Der Mann ist sogar oft froh, wenn sich die Frau um nichts kümmert. Die wenigsten Männer helfen ihren Frauen, die Hausarbeitsarbeit zu verrichten, selbst auch dann nicht, wenn die Frau mit erwerbstätig ist. Mir scheint, Forel hat recht, wenn er sagt, es gibt wahre und unwahre Sozialisten. Machte auch die Erfahrung, daß, wenn man einem Kollegen ein gutes Buch empfiehlt, er kein Geld hat. Vom Geldmangel merkt man aber nicht viel, wenn man in die Wirtschaften schaut.

Daß man seine Frau, wenn man nur wirklich will, für die sozialistische Bewegung gewinnen und begeistern kann, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Als ich meine Frau kennen lernte, war sie streng katholisch mit verstaubten bürgerlichen Anschauungen. Fast bei jeder Ansprache über sozialistische Dinge gab es Janl. Doch ich ließ den Kopf nicht sinken. Sie las allen möglichen Schund. Ich sagte vorläufig nichts dazu, sondern bestellte sofort eine sozialistische Frauenzeitung. Als ich das erste Heft brachte, erklärte ich ihr, daß ich die Zeitung für ein halbes Jahr vorausbezahlt hätte. Sie wurde böse, weil wir schon miteinander sparten. Doch ich wies sie darauf hin, daß Geld könne sie ja ersparen. Mit den Büchern machte ich auch ja. Ich brachte ein gutes Buch nach dem anderen.

Ich nahm meine Frau schon als Mädchen in jede öffentliche Versammlung mit. Nach dem Vortrag erörterten wir das Gehörte. Mit der Zeit machte ich ihr verständlich, daß es falsch sei, sich gegenfettig das Leben zu verbittern, wie es in so vielen Familien der Fall sei. An Gelegenheit zu Anschauungsunterricht war ja kein Mangel. Ich genährte ihr langsam ab, den Sinn nur auf Puz und Land und Anstößigkeiten zu richten. Ich machte ihr begrifflich, daß es wichtiger sei, sich geistig zu bilden und sich frei zu machen von spießbürgerlichen Anschauungen. Nach und nach kamen wir überein, daß jedes von jenem Jahrtag ein Fünftel für geistige Bildung zu verwenden habe. Das war im Jahre 1921. Heute haben wir gemeinsam eine eigene Bibliothek von 250 bis 300 Bänden. Wir freuen uns, daraus Wissen holen zu können für den täglichen Kampf und zur Verschönerung unseres Lebens. Ich bin auch bloß Arbeiter mit mittlerem Verdienst, aber ich trinke und rauche nicht.

Meine eigene Erfahrung läßt mich behaupten, daß es fast jedem Arbeiter, auch denen mit Kindern möglich ist, sich eine kleine Bibliothek anzuschaffen, zumal es heute gute Buchgemeinschaften gibt. Aber man findet bei vielen Kollegen, daß sie für alles Geld haben, bloß für geistige Bildung nicht. Ausnahmen natürlich zugegeben.

Leo Schmidt, Schwemningen.

## Naturgeschichte des Streikbrechers

In allen Orten des schwedischen Bezirks Sanna, in dessen Schieferdecken gestreift wird, ließ man folgenden Anschlag: Als Gott seine letzte Arbeit vollendet hatte, nämlich die Klapperschlange, den Frosch und den Blatagel, blieb noch ein Stoff zurück, eine eigentümliche Substanz, aus der der Streikbrecher sich bildet. Der Streikbrecher ist ein zweibeiniges Tier, das eine Seele wie einen Kochherd, ein Hirn voll Rastlosigkeit und einen Rücken aus Lehm und allen Gummiarten besitzt. Da, wo der Mensch das Herz hat, trägt der Streikbrecher ein Gewächs von verfaulten Stoffen. Geht er über die Straße, so lehren ihn die Menschen den Rücken; die Engel im Himmel vergießen Tränen und der Teufel schlägt die Worte der Hölle vor ihm zu. Judas Ischariot war ein Gentleman im Vergleich zum Streikbrecher. Ihm war so viel menschliches Gefühl geblieben, daß er sich erhängte; aber ein Streikbrecher tut das nicht.

# Zum internationalen Gewerkschaftskongreß

## Eine tatkräftige Internationale dringlicher denn je

F. K. Daß heute die Arbeiterklasse aller Länder einer guten internationalen Organisation noch viel mehr als vor dem Kriege bedarf, braucht nicht noch dargelegt zu werden. In ruhiger Betrachtung hätte man sich schließlich damit begnügen können, wenn das internationale Gewerkschaftssekretariat nicht viel anderes als Austauschstelle für Berichte und Briefe gewesen wäre; jetzt muß es aber viel mehr sein, will es seinem Daseinszweck entsprechen. Denn heute sind alle Teile der Arbeiterklasse tief in das Weltgetriebe hineingezogen; der Lebensstand wie die Aufwärtsbewegung einer jeden Arbeitergruppe wird, wenn auch in etwas unterschiedlichem Maße, von den Verhältnissen jenseits der Grenzen beeinflusst. Nicht nur das. Wichtige Industrie-Gruppen, wie die Metallarbeiter, Bergleute und andere, können keinen nennenswerten Schritt zur Verbesserung ihrer Lage tun, ohne daß sie es mit einem international verbundenen Gegner zu tun bekommen. Die internationale Kartellierung hat die letzten Jahre beträchtliche Fortschritte gemacht. Die Großindustriellen sitzen in Kartellen und gleichartigen Vereinigungen beisammen, wo die Absatzgebiete verteilt, die Preise und Profite festgesetzt und die Anschläge gegen die Arbeiterklasse ausgetüftelt und organisiert werden. Die Kartellgefahr, gleich groß für die Verbraucher wie für die Arbeiter, läßt sich indessen nur durch internationale Maßnahmen bannen. Und international läßt sich auch nur der Achtstundentag gesetzlich einführen. Man erinnert sich noch des unfaulenden Spiels, das die Arbeitsminister von Frankreich, Deutschland und England jahrelang mit dem Achtstundentag getrieben haben. Und noch ist es nicht zu Ende. Mit einer Unversöhnlichkeit sondergleichen wird von den drei Regierungen das eine Land gegen das andere ausgepielt: erst wenn der andere Staat vorangegangen sei, dann... Wie mit der Arbeitszeit, so mit dem Lohn. Von zahlreichen Tarifverhandlungen ist bekannt, welche große Rolle die Bezüge in den anderen Ländern spielen. Auch in dieser Sache wird eine Verbesserung von dem Stande der Dinge jenseits der Grenzen sehr oft bestimmt. Dazu fügt sich der Faschismus, der alle Arbeiter bedroht; die reaktionären Einwanderergesetze, die die Freizügigkeit der Arbeiter hemmen; die Nationalisierung, die allerwärts zu noch schärferer Ausbeutung der Ausgebeuteten mißbraucht wird. Von der ständigen Kriegsgefahr ganz zu schweigen.

Diese Kräfte lassen sich ohne engen internationalen Zusammenhalt der Arbeiter nicht beseitigen, noch ist ohne ihn an eine merkliche Besserung der wirtschaftlichen und sozialen Lage des Proletariats nicht zu denken. So ist die internationale Organisation der Arbeiterklasse für sie zu einer unerlässlichsten, zur Lebensfrage geworden. Freilich, nicht eine Organisation schlechthin, sondern eine, die alle Gleichgesinnten umfaßt und der es an Kraft nicht gebricht.

In der letzten Jahren hat zuweilen die gesamte organisierte Arbeiterklasse, haben zuweilen die deutschen, die italienischen, die ungarischen Genossen oder die englischen Kohlengräber erwartungsvoll nach Amsterdam zu ihrer Internationale geblickt. Daß ihre Erwartungen erfüllt worden wären, läßt sich nicht gerade behaupten. Darob hat es an Klagen über die Unzulänglichkeit der Internationale nicht gefehlt. Sie hier zu wiederholen, müssen wir uns verlagern. Es fällt uns nicht im geringsten ein, nun auch das Unvermögen einzugreifen und allein auf schlechten Willen oder mangelndes Verständnis der amsterdamer Zeitung zurückzuführen. Der Ursprung des Unvermögens liegt sicherlich wo anders. Die schwerste Kette ist nicht stärker als ihr schwächstes Glied. Dies trifft auch hier zu. Die internationale Gewerkschaftskette hat noch verschiedene schwache Stellen, noch geistige und organisatorische Mängel. Diese aufzuweisen und die Vorbereitung für ihre Beseitigung zu treffen, scheint uns die wichtigste Aufgabe des Gewerkschaftskongresses, der vom 1. bis 7. August zu Paris tagen wird.

### Die organisatorischen Anträge

Die Betrachtung der Tagesordnung läßt uns sagen, daß sie viel zu umfangreich ist, um eine erschöpfliche Behandlung der brennendsten Fragen zu gestatten. Die Tagesordnung enthält nicht weniger als zwölf Punkte, und darunter befinden sich solche, die eine längere oder gründliche Aussprache heißen, wie die Tätigkeit des Bundesvorstandes, der Aufbau des Bundes, die Hilfe bei Lohnkämpfen, die wirtschaftliche Weltlage usw. Die ganze Tagungszeit des Kongresses wird indessen höchstens 56 Stunden betragen, und da nun jede Rede in zwei Sprachen überfikt werden muß, wird die tatsächliche Beratung nur ein Drittel, nämlich etwa 18 Stunden sein. Damit kommt, selbst wenn man die Begründungreden und dergleichen auf das allerwenigste beschränkt, auf jeden der 12 Punkte noch nicht einmal 1 1/2 Stunden. Daß bei einer dermaßen kurzen Zeit von einer halbwegs gründlichen Aussprache nicht die Rede sein kann, ist handgreiflich. Allerdings sollen die Berichterstatter, um Zeit zu sparen, ihre Reden nicht mündlich, sondern gedruckt dem Kongreß zur Kenntnis bringen und der Schwerpunkt der Verhandlung wird in die Kommissionen zu liegen kommen. Das ist gewiß ganz nett, aber ein Kongreß soll doch, wenn wir nicht irren, eine Gelegenheit zu lebendigem und unmittelbarem Meinungsaustausch, aber keine für Papier Austausch sein. Zu Rede und Gegende kann es, wie zu befürchten ist, dank der Überlastung der Tagesordnung kaum kommen.

Nach den Anträgen zu urteilen, gilt die meiste Aufmerksamkeit der organisatorischen Änderung des Bundes oder seiner Leitung. Fast alle Anträge beziehen sich auf diese Sache. Das ist schließlich so unverständlich nicht. Die heutige organisatorische Gestalt wurde dem Bunde und seiner Leitung von den bei seiner Neugründung vorherrschenden Stimmungen und Verhältnissen gegeben. Seitdem haben sich beide erheblich gewandelt, so daß, wie die hohe Zahl der Anträge zeigt, eine Änderung allseitig vonnöten gehalten wird. Bei der Gründung mochte es geraten erscheinen, den Bundesitz von Berlin in die Hauptstadt des neutralen Holland zu verlegen. Heute hält man das nicht mehr für so notwendig, zumal die geographische Lage Amsterdams wie seine verhältnismäßig teure Lebenshaltung und der Gebrauch einer Nebenprache einen ebenso erheblichen wie unmäßigen Aufwand an Zeit und Geld verursacht. Es ist daher begreiflich, daß (von der Schweiz wie von England) die Verlegung des Bundesitzes nach Belgien oder in ein anderes Land beantragt wird. So sehr wir die Beweggründe der Antragsteller zu schätzen wissen, wir können die Sicherlegung nicht unterstützen, weil wir die Erwartungen, die daran geknüpft werden, nicht zu teilen vermögen. Der Sitz der Gewerkschaftsinternationale gehört, was man wohl kaum zu betonen braucht, inmitten des breiten Stromes weltwirtschaftlichen und gewerkschaftlichen Geschehens. Das ist ein großindustrielles Land vorwärts mit einer zahlenmäßig wie geistig hochentwickelten Arbeiterbewegung. Bleibt dem Sitz sein natürlicher Boden

längere Zeit verjagt, dann braucht man sich nicht zu wundern, daß er immer stärkere Mängel zeigt. Solange man sich aber nicht auf ein Land zu einigen vermag, das die erwähnten Voraussetzungen in jedem Betracht erfüllt, ist es besser, den Sitz in Amsterdam zu belassen und da erstlich zu versuchen, wenigstens einige der Gründe der Sicherlegung zu enträften.

Der Drang nach größerer Sparsamkeit soll auch, wie hier und da verkehrt wird, den Antrag des Bundesvorstandes geboren haben, anstelle der drei gleichberechtigten Sekretäre einen Generalsekretär zu wählen und es dem Kongreß anheim zu geben, noch Untersekretäre zu befehlen. In dem Tätigkeitsbericht des Bundesvorstandes wird der Antrag mit dem Mißverhältnis zwischen Sekretären und Büropersonal unterföhrt. Es heißt da wörtlich: „entweder es sind zuviel Sekretäre oder das Personal ist zu klein“. Den Sinn dieser Begründung vermögen wir nicht zu ergründen. Ob mit der beantragten Änderung das Hauptübel, das sie beseitigen soll, auch tatsächlich beseitigt wird, müssen wir der Beurteilung von Leuten mit tieferem Einblick überlassen. Wir wünschen nichts fehlerhafter, als daß das Bundesbüro statt dreier Köpfe einen Kopf erhält, weil dadurch eher verschiedene Klagen oder Verbrießlichkeiten aufstellen wären.

Die großen Anforderungen als auch der für einen höheren Mitgliederstand berechnete Apparat kostete mehr, als die Einnahmen rechtfertigten. Dadurch ist ein durch Jahre hindurch gehender zunehmender Unterschub in der Bundeskasse entstanden, den ein Antrag des Vorstandes durch die Erhebung eines dreimaligen Sonderbeitrages von 3 Gulden je 1000 Mitglieder und Jahr zu beseitigen sucht. Die Aussichten dieses Vorschlages sind nicht gerade günstig in Anbetracht der Tatsache, daß in einer Reihe von Ländern die Gewerkschaftskassen durch Arbeitslosigkeit, Geldentwertung und Lohnkämpfe arg geschwächt sind.

### Änderung des Aufbaues?

Eine Änderung der Grundlagen des Aufbaues des Bundes wird von der österreichischen Landeszentrale angestrebt. Sie wünscht, daß sich der Bund anstatt auf die Landeszentralen auf die internationalen Berufssekretariate aufbaue. Der genaue Wortlaut des Antrages liegt uns noch nicht vor, wir kennen ihn nur aus seiner Begründung in der Wiener Arbeiter-Zeitung. Wenn wir sie recht zu deuten verstehen, dann soll dies ein etwas heftigerer Versuch sein, der Internationalen fröhliches Leben einzuhauchen. Heute sind die Berufssekretariate nur im Ausschub des Bundes, und zwar durch drei Mann vertreten. Will der österreichische Antrag, daß sich die Vertretung auch auf den Vorstand ausdehne, so würden wir nicht, was sich dagegen Stichthaltiges einwenden ließe. Denn es kann nur nützlich sein, wenn die Berufssekretariate, die bei internationalen Aktionen sehr wichtig sind, in der obersten Bundesstelle gleichfalls Sitz und Stimme haben. Weiter zu gehen, halten wir jedoch nicht für ratsam, weil wir die Landeszentralen als Hauptteil der Bundesgrundlage erhalten wissen wollen. Übrigens sind auch die meisten Berufssekretariate nicht frei von Fehlern, die man bei der Bundesleitung beklagt. Dessenungeachtet könnte man einen Schritt in der Richtung des österreichischen Vorschlages machen, insofern er auf ein inniges Zusammenwirken der Landeszentralen und der Berufssekretariate hinausläuft.

Für die internationale Hilfe bei Lohnkämpfen werden neue Richtlinien vorgelegt. Die vom Kongreß in Budapest geschaffenen Richtlinien sind an sich noch gut, doch heißt die praktische Erfahrung einige Änderungen. Künftig soll die Bundeshilfe nur dann eintreten, wenn es sich um Kämpfe in mehreren Landes- und internationalen Berufssekretariats nicht ausreicht. Selbst dann soll die Bundeshilfe nur auf Antrag der Landeszentrale einsetzen und alle Gelder sollen an den Bund gehen. Durch diese an sich selbstverständlichen Bedingungen wird dem Vorwurf, der beim jüngsten englischen Kohlenarbeiterstreik erhoben wurde, vorgebeugt, der Bundesvorstand habe mit seiner Hilfe gezögert. Das war ungerichtet, weil die englische Zentrale mit dem Unterstützungsantrag zuwartete und ohnedem wäre die Hilfsmaßnahme des Bundes als eine unerwünschte Einmischung gedeutet worden.

Von welchem Gehalt die Anträge oder Entschlüsse in Sachen des Kampfes für den Achtstundentag, in der Abrüstungsfrage und der wirtschaftlichen Weltlage sein werden, wird sich erst auf dem Kongreß selbst sagen lassen. Wie immer sie sein mögen, ihr praktischer Wert wird von der geistigen und organisatorischen Vollkommenheit der internationalen Organisation ausschlaggebend bestimmt werden. Wir wollen wünschen, daß in den Entschlüssen auch das Beste ihrer Durchführbarkeit nicht vergessen wird, weil die Festlegung dieses Wie jeglicher Zwangsläufig zu einer Wucherung der Kräfte und Schwächen oder zur Erhöhung der einen und zur Herabsetzung der anderen führt. Was auf nichts anderes hinausläuft, als auf eine geistige und organisatorische Murrigkeit des Internationalen Gewerkschaftsbundes. Daß dieses das Ergebnis des Kongresses sein möge, ist sicherlich der heisse Wunsch aller Gewerkschaftsgenossen.

### Kanada, das Einwanderungsland

Kanada, der gewaltige nordamerikanische Bestandteil des Britischen Reiches, schloß im Gegensatz zu den USA seine Einwanderungszahlen vor Jahr zu Jahr. 1926 nahm es rund 170 000 Einwanderer, in der Hauptsache aus den europäischen Ländern auf, für 1927 rechnet man mit einer Zuwanderung von mindestens 200 000 Köpfen, womit dann die seit 1913 höchste Jahreszuwanderungszahl erreicht wäre. In den letzten Vorkriegsjahren war freilich die Einwanderung noch erheblich stärker. So nahm Kanada 1913 rund 402 000, 1914 rund 385 000 Auswanderer auf und brachte sie in seiner Landwirtschaft unter.

Gewünscht werden, trotz der beginnenden Industrialisierung der kanadischen Provinzen, in der Hauptsache Bauern und landwirtschaftliche Arbeiter zur Aufschließung der gewaltigen Ländereien im Inneren des Landes, die für den Getreidebau in Frage kommen. Der kanadische Bedarf an Landwirtschaftsländern ist so stark, daß die Einwanderungsbehörden neuerdings vielfach den Nachweis der landwirtschaftlichen Tätigkeit in der alten Heimat der Einwanderungslustigen verlangen.

### Militärischer Unterricht in Sowjetrußland

Der 7. Allrussische Kongreß der Gewerkschaften hatte laut Erud vom 2. Juni 1927 seinerzeit nachdrücklich auf die Notwendigkeit hingewiesen, in den Arbeiterclubs militärische Kenntnisse zu propagieren. Die letzte Tagung der Kulturabteilung des Zentralkomitees der Gewerkschaften hat festgestellt, daß nunmehr auf diesem Gebiet eine Reihe von Errungenschaften erzielt worden ist und hat nachdrücklich die Kulturabteilung der Verbände auf die Notwendigkeit hingewiesen, alle mit militärischen Fragen in Verbindung stehende Gegenstände, wie Luftschiffahrt usw., zum Gegenstand von Vorträgen in den Clubs zu machen.

Bei den Eisenbahnern hat sich eine Zelle gebildet, die im Raummanchen Gebiet eine Zahl von etwa 3000 Personen vereinigt. Die Zelle hat sich die Aufgabe gestellt, die Arbeit der „Militärdienst“ in den Clubs zu leiten. Unlängst ist auf Veranlassung eines Arbeiterclubs des genannten Bezirkes ein Schießstand eröffnet worden, der von der Arbeiterjugend eifrig besucht wird. Im Rahmen des Verbandes der Lebensmittelarbeiter zählt man 12 Schießverbände, in denen etwa 300 Arbeiter und Arbeiterinnen vereinigt sind; es bestehen zwei Schießstände. Zwischen den einzelnen Sektionen des Verbandes haben sich bereits Wettkämpfe in stattgefunden. Der Klub „Krasnaja Wolschchaba“ des Handlungsgesellenverbandes hat drei Sektionen für militärische Übungen und militärische Propaganda gebildet. Vorigen Sommer haben diese Sektionen ihren Sommerurlaub dazu benutzt, um einen Ausflug in den Nordkaukasus zu unternehmen, der sich auf 4110 Kilometer erstreckt hat, von denen 408 Kilometer zu Fuß zurückgelegt worden sind.

### Rote Winkel

Unter den kulturellen Einrichtungen der Gewerkschaften Sowjetrußlands nehmen die „Roten Winkel“ einen besonderen Platz ein. Ein Roter Winkel ist ein kleiner Raum in einem Betrieb (gewöhnlich sogar in jeder großen Werkstatte eines Betriebes), beim Betriebsrat oder in der Arbeitergemeinschaftswohnstätten, wo kulturelle Aufklärung als Ergänzung zu der Arbeit, die in den Arbeiterclubs geleistet wird, getrieben wird. Das Ziel der Roten Winkel ist, die Arbeitermassen in der Kulturarbeit mehr zu erschaffen.

In den Roten Winkeln liegen Zeitungen und Bücher aus. Dort werden Unterhaltungen über die verschiedensten politischen und gewerkschaftlichen Fragen abgehalten, den Arbeitern, die des Lesens und Schreibens unkundig sind, werden Zeitungen und Bücher laut vorgelesen. In den Roten Winkeln, die sich im Betriebe selbst befinden, versammeln sich die Arbeiter hauptsächlich während der Mittagspause und in den Roten Winkeln, die nicht zum Betriebe gehören, in der freien Zeit. In vielen Roten Winkeln sind politische und gewerkschaftliche Zirkel tätig, werden Abendunterhaltungen veranstaltet usw. Man begann erst vor einigen Jahren solche Winkel zu errichten, die bald eine gewaltige Entwicklung erlebten. Ihre Zahl betrug Ende 1924 8000, während am 1. Januar 1926 schon 21 700 bestanden.

Zur Charakteristik des Aufbaues der Arbeit dieser Winkel führen wir einige Zahlen für Dezember 1925 an (spätere Angaben sind noch nicht bearbeitet worden). In allen Roten Winkeln wurden im Laufe dieses Monats 36 600 mal lautes Lesen veranstaltet, 42 600 Unterhaltungen, Vorträge usw. veranstaltet, 1800 künstlerische Aufführungen organisiert. Insgesamt fanden 82 300 Veranstaltungen verschiedener Art statt.

### Australien für Amsterdam?

Die Gewerkschaften Australiens haben kein allumfassendes Band oder, wie wir sagen, Gewerkschaftsbund. Die Berufsvereine sind entweder örtlich ganz selbständig oder, wie zumeist, in ihrem Berufsverband vereinigt. Aber der Gesamtheit der Berufsverbände und einzelnen Ortsgruppen fehlte bisher die Zentrale. Diesem Mangel abzuhelfen, war der Hauptzweck eines Kongresses, der vom 3. bis 10. Mai in Melbourne tagte. Der Versuch glückte. Es wurde eine Verfassung für den künftigen Bund nach mehrtägiger Aussprache angenommen. Außerdem stimmte der Kongreß einer Entschliessung, die von dem Vertreter der Handlungsgehilfen ausging, zu, worin der Anschluß an den Internationalen Gewerkschaftsbund ausgedrückt ist. Diesem bedeutungsvollen Entschluß wurde allerdings durch die Annahme des folgenden Zusatzantrages die unmittelbare Bedeutung genommen: „Der Kongreß legt der Amsterdamer Internationale nahe, dem wiederholten Ersuchen der Roter Gewerkschaftsinternationale nach einer allumfassenden Konferenz zuzustimmen, um die Einigkeit der Arbeiter der Welt zu vollbringen. Bis zum Stattfinden dieser Konferenz läßt (dabei) der Kongreß seinen Beschluß über den Anschluß in der Schwebe. Diesen Zusatz findet wir allerdings nur erst im Labor Call von Melbourne, nicht auch in andern Blättern, so daß es gut sein wird, mit der Bewertung noch zu warten, bis es zweifelsfrei bestätigt ist.“



In der Welt werden jährlich schätzungsweise etwa 40 Milliarden Briefe geschrieben. Die meisten Briefe schreiben nach den vorliegenden Zahlen die Engländer, nämlich im Durchschnitt 138 pro Kopf, die wenigsten die Perier, nämlich 15 pro Kopf. In den Vereinigten Staaten werden schätzungsweise 5000 Millionen Briefe jährlich besördert, was pro Amerikaner 48 Briefe ausmachen würde. Das Briefporto ist in den einzelnen Ländern sehr verschieden. In England kostet die Fernlandschaft 8 1/2 S., der Brief 12 1/2 S., in der Schweiz die Karte 2 1/2 S., der Brief 16 1/2 S., in Spanien die Karte 11 1/2 S., der Brief 18 S.; nur die Post der Vereinigten Staaten ist billiger, als es bisher die Reichspost war. Dort kostet die Karte 4 1/2 S. und der Brief 8 1/2 S. Noch im 1840 war die Briefbeförderung erheblich viel teurer in Deutschland als heute. Ein Brief von Frankfurt a. M. nach Danzig kostete zum Beispiel 1 50 H. von Königsberg nach Berlin 50 S., von Rassel nach Berlin 75 S. Erst Stephan schuf 1865 das Einheitsporto von 10 S.

Änderungen im internationalen Eisenmarkt. Das erste Halbjahr seit Bestehen der Europäischen Kohlenhandelsgemeinschaft war für die deutsche Eisenindustrie insofern nicht sehr günstig, weil sie für die Weltlieferung nicht unerhebliche Summen als Strafe bezahlen mußte. Deutschland hat für das erste Halbjahr an Strafe in die Ausgleichskasse der Europäischen Kohlenhandelsgemeinschaft 16 Millionen Mark mehr zu zahlen gehabt, während Frankreich über 14 Millionen Mark Entschädigung bekam. In der letzten Sitzung des Kartells ist eine Abänderung der Strafbestimmungen insofern getroffen, als für die Überschreitung des Inlandsanteils nur eine Strafe von 2 Amphellen von 4 Dollar tritt. Für die Überschreitung des Auslandsanteils müssen nach wie vor 4 Dollar die Tonne bezahlt werden. Die gesamte Produktionsmenge wurde überhaupt getrennt, indem für den Inlandsabsatz 73 Pf. angenommen werden und für den Auslandsabsatz 28 Pf. Die neue Regelung gilt zunächst für das dritte Geschäftsbierteljahr des Kartells.

Der harte Scheinwerfer der Welt mit einer Lichtstärke von 2 Millionen Kerzen wird gegenwärtig in den Vereinigten Staaten für den Flugplatz in Salt Lake City gebaut. Der riesige Flugplatz soll damit hell beleuchtet werden, um einen regelmäßigen Nachtflugverkehr zwischen dem Salzsee und den Red-Springs zu erleichtern. Außerdem sollen noch 5 Millionen Kerzen in Glühbirnen zur Beleuchtung der Abgrenzungen und Zufahrtsstraßen des Flugplatzes verwendet werden. Durch diese Lichtquellen wird die Nacht zum Tag verwandelt.

# Arbeiterleben einst und jetzt

Die sogenannte gute alte Zeit wird von vielen Menschen wieder herbeigesehnt. Darunter verstehen die meisten die Verhältnisse in der Vorkriegszeit. In der Regel wird damit die Sehnsucht nach der Monarchie und anderem Festsitzen verknüpft. Davon soll hier nicht die Rede sein. Die Lage der arbeitenden Menschheit vor dem Kriege ist zwar besser als jetzt. Das es aber im Mittelalter und vor dem Einzug der kapitalistischen Produktionsweise der Arbeitern vielfach besser ging als heute, ist aus geschichtlichen Überlieferungen zu ersehen. Nachstehend wollen wir einige Beispiele dafür anführen, welche außerordentlich hohe Kaufkraft die Löhne in der vorkapitalistischen Zeit hatten. Adolf Damáschle berichtet darüber in seiner „Geschichte der Nationalökonomie“ u. a. folgendermaßen:

In Gebiet von Lachen verdiente um 1300 ein Tagelöhner an einem Tage beinahe den Preis von zwei Säcken. Um 1480 konnte sich am deutschen Niederrhein ein Tagelöhner bei freier Kost für den Lohn eines Arbeitstages anschaffen: 2½ Liter Roggen, 2 Pfund Rindfleisch und eine große Kanne Milch, außerdem behielt er noch soviel Geld übrig, daß er in 4 bis 5 Wochen sich ein Paar Schuhe, 6 Ellen Leinwand und eine gewöhnliche Arbeitsjacke kaufen konnte. Zu derselben Zeit verdiente in Sachsen ein gewöhnlicher Tagelöhner wöchentlich 6 bis 8 Groschen. In dieser Zeit kostete ein Schaf 4 Groschen, ein Paar Schuhe 2 Groschen. Im Fürstentum Württemberg verdiente ein landwirtschaftlicher Tagelöhner im Jahre 1464 täglich 18 S., während ein Pfund des besten Rindfleisches 2 S. kostete. In der Eidgenossenschaft betrug um 1400 der Tagelohn eines Handlangers neben freier Kost 4 bis 5 Franken nach heutiger Gelde. In Niederösterreich, zum Beispiel in Klosterneuburg, konnte um 1500 ein Müller- und Zimmereisen von seinem Tagelohn im Sommer 10, im Winter 8 Pfund Ochsenfleisch kaufen. In Augsburg hatte der Tagelohn einen Wert von 5 bis 6 Pfund des besten Fleisches, einem Maß Wein, einer Mandel Eier und 3 Maß Brot. In Bremen verdiente ein Maurer um 1400 täglich 3 Groat, während ein fettes Schwein mit 24 Groat bezahlt wurde. In Antwerpen erhielt der Handwerker in acht Arbeitstagen als Lohn den Wert eines Leinen Ochsen. In Sachsen konnte ein Geselle im Bauwerke von seinem Wochenlohn 3 Schafe und ein Paar Schuhe kaufen. In Meissen mußten jedem Maurergefellen wöchentlich 5 Groschen „Badegeld“ verabreicht werden in einer Zeit, in der ein ganzer Scheffel Korn nur 6 Groschen und 5 S. kostete!

Damáschle zitiert in dem erwähnten Werk aus dem „Wanderbüchlein“ des Königs Johannes von Böhmen, der 1620 starb, folgendes: „Das gewöhnliche Kost hat selten bei der Mittags- oder Abendmahlzeit weniger als vier Gerichte. Zur Sommerzeit überdies noch morgens als Frühstück Mische mit in Butter gebadenen Eiern und Röhre; obendrein noch nehmen sie außer dem Mittagessen des Nachmittags als Vesperbrot sowie zum Nachessen Käse und Brot mit Milch.“

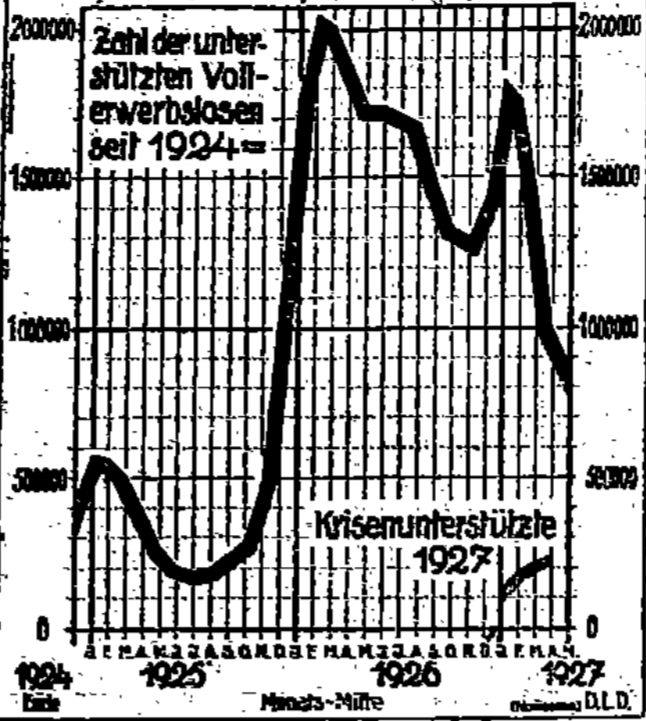
Etwas zur gleichen Zeit erlebten die Herzöge Ernst und Albrecht von Sachsen eine Landesordnung, die in bezug auf die Lebenshaltung der damaligen Handwerksgehilfen außerordentlich lehrreich ist. Es wird als Höchstlohn festgesetzt für einen Handarbeiter mit Kost wöchentlich 9 Groschen, ohne Kost 16 neue Groschen. Den Werkleuten sollten zu ihrem Mittags- und Abendmahl nur vier Essen, an einem Fleischtag eine Suppe, zwei Fleisch und ein Gemüse, auf einen Freitag und einen andern Tag, da man nicht Fleisch isst, eine Suppe, ein Essen grüne und dicke Fische, zwei Jugenwürste; so man fasten mußte, fünf Essen, eine Suppe, zwei Eier und zwei Jugenwürste und hierüber 18 Groschen, den gemeinen Werkleuten aber 14 Groschen wöchentlich Lohn gegeben werden, so aber dieselben Versuche bei eigener Kost arbeiten, so solle man dem Polierer über 27 Groschen und dem gemeinen Maurer über 23 Groschen nicht geben.“ Mit dieser Landesordnung von vor mehr als 400 Jahren vergleiche man einmal die sozialpolitischen Erlasse der gegenwärtigen Regierung...

Um das Jahr 1450 herum haben in Danzig die Stadt, Kohlen- und Kornträger zum Bau der Marienkirche zweihundert Mark gegeben und außerdem ein gemauertes Kirchenschiff gestiftet. Wie die Organisation der Handwerksgehilfen; die ihre Ehre zu schätzen vermochten, den Gegnern gegenüber antraten, erzählt man aus folgendem: Die Schneidegehilfen von Magdeburg schickten sich im Jahr 1450 herum durch die Gassen in ihrer Ehre gekleidet und erklärten sich erst befriedigt, als das Domkapitel eine Geldstrafe von 100 Talern einsetzte. Doch auch die Arbeitszeit im Mittelalter eine nicht übermäßig lange war, kann man der Ordnung für Bergleute entnehmen, die Philipp II. von Spanien 1578 für die damals spanische Freigrafschaft Aragón als rechtskräftig erließ:

1. Achtstündige Arbeitszeit in zwei Abschnitten von 4 Stunden.
2. Bei besonders dringlicher Arbeit vier Schichten von 6 Stunden, doch so, daß jeder Arbeiter in 24 Stunden 18 Stunden Ruhe genießt.
3. Bezahlung der Arbeiter nach Vereinbarung mit dem Konzeptionsinhaber der Mine (Tagelohn) oder nach der Forderung, nach Wahl der Arbeiter.
4. Bezahlung der Feiertage.
5. In Ostern, Pfingsten und

Weihnachten je eine halbe freie Woche (außer für die Pumpenarbeiter); den 4. Muttergottes-, und den 12. Aposteltagen je ein halber Feiertag. Wir wollen es unterlassen, diese von Damáschle mitgeteilten Angaben mit der Gegenwart zu vergleichen. Jeder Leser möge sich selbst die Mühe machen, seinen Barlohn in Gänse, Schweine, Korn usw. einmal umzurechnen. Sicher ist, daß der Arbeiter in der heutigen Zeit, die die höchste Kulturstufe erlangen haben soll, sich wesentlich schlechter stellt, als die Handwerksgehilfen der alten Zeit. Gewiß ist die Entwicklung mächtig nach vorwärts gesteuert. Wir haben Flugzeuge, Radio und eine Technik, die man selbst vor 10 Jahren nicht für möglich gehalten hätte. Nur fehlt es bei all den Errungenschaften teilweise an dem Nötigsten. Wenn es der Einigkeit der arbeitenden Menschen einmal gelingen sollte, auch diesen Mangel zu beheben, dann könnte auch die heutige Menschheit bei geübten Fleißschöpfen ihr Leben verbringen.

## Die Erwerbslosigkeit in Deutschland



Infolge des deutschen Konjunkturaufschwunges, über dessen Fortentwicklung man allerdings geteilter Meinung ist, weist die Arbeitslosigkeit seit Anfang des Jahres eine starke Abnahme auf. Die Kurzarbeit ist, abgesehen von einigen wenigen Gewerbezweigen, wie der Tabakindustrie, praktisch fast ganz beseitigt. Nach den Angaben der Gewerkschaften über die Arbeitslosigkeit, gedrückt in Prozenten der erfassten Gewerkschaftsmitglieder, ist die Kurzarbeit in den ersten vier Monaten dieses Jahres von 6,9 auf 3,5% zurückgegangen.

## Sozialpolitische Umschau im Rundfunk

Die Berliner Funkhunde L-G hat unter dem Namen „Sozialpolitische Umschau“ eine Vortragsfolge eingerichtet, in der die wichtigsten Tagesfragen auf dem Gebiete der Sozialpolitik in sachlicher Weise behandelt werden sollen. Neben der Erörterung der wichtigsten Ereignisse, Gesetze und Gesetzesentwürfe oder der wichtigsten Arbeitsrechtsprechung soll auch den Vorgängen im Internationalen Arbeitsamt oder im Ausland, soweit sie für Deutschland von Belang sein können, Beachtung geschenkt werden. Außerdem werden die Probleme dargestellt und erläutert, die in der ersten Woche jeden Monats stattfinden und von Dr. M. Böhl, der bereits häufiger im Berliner Rundfunk sozialpolitische Fragen behandelt hat, gehalten werden.

### Richtigstellung

In Nummer 2 brachten wir einen Artikel des Kollegen Spiegel unter der Überschrift: „Was man dem Kampf hat“. Dort muß es im letzten Abschnitt heißen: 1908 kam dann die Bundesratsverordnung für die Hüttenarbeiter heraus und nicht 1912, wie irrtümlich angegeben.

## Schriftenschau

Die Arbeiter der Arbeit. Ein Kampf um alle Arbeitenden von M. Kautsky. Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin-Hessendamm. 104 Seiten. Kartontext 1,20 M., Ganzleinen 2,20 M. Mit ausführlicher Leidenschaft wie mit unerbittlicher, härtester Logik beleuchtet der Verfasser unsere sogenannte Kultur.

Grundlagen der Fluglehre. Teil I: Luftkräfte. Von Dipl.-Ing. E. Pfister. Heft 4 der im Auftrag des Deutschen Luftfahrt-Verbandes herausgegebenen Schriftenreihe „Flugzeugbau und Luftfahrt“. Mit 50 Abbildungen. Preis 2,50 M. Verlag: L. F. E. Volkmann & M. B. S., Berlin-Charlottenburg 2. Das Heft behandelt in elementarer Form, durch eine große Zahl sehr guter Strichzeichnungen und einfacher Berechnungsbeispiele erläutert, all das, was jeder Flugzeugbauer und Flugportbetreiber über die im Flug und bei Modellmessungen auftretenden Luftkräfte wissen muß.

Der Panuropa-Wahn. Von Dr. Walter Borjuss, Berlin. Preis portofrei 1,30 M. Verlag der Neuen Gesellschaft G. m. b. H., Berlin-Hessendamm. Ein Praktiker der Handels- und Zollpolitik weist nach, daß ein Zusammenschluß der mittel- und westeuropäischen Staaten zu einer Zollunion ein praktisch unerreichbares Ziel ist; daß die Durchführung dieses Planes, wenn sie sich ermöglichen ließe, die heutige wirtschaftliche Notlage der europäischen Staaten nicht oder nur wenig verbessern, dafür bedenkliche andere Nachteile mit sich bringen würde.

## Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphenadresse: Metallvorbund Stuttgart  
Telephon-Nummern: S.-A. 628 41, S.-A. 628 42, S.-A. 639 90  
Mit Sonntag dem 10. Juli ist der 29. Wochenbeitrag für die Zeit vom 10. bis 16. Juli 1927 fällig.

In letzter Zeit sind häufig Anfragen einzelner Mitglieder an den Vorstand gerichtet worden über Angelegenheiten, die ihre Erledigung leicht durch die zuständige Ortsverwaltung hätten finden können. Meistens war diesen Anfragen ein Ausweis über die Mitgliedschaft nicht beigelegt.

Es wird deshalb darauf hingewiesen, daß sich alle Mitglieder mit ihren Angelegenheiten zunächst an die zuständige Ortsverwaltung zu wenden haben. Nur wenn sich hierbei eine befriedigende Erledigung nicht erreichen läßt, ist die Angelegenheit entweder durch die Ortsverwaltung weiterzuführen oder von dem Mitglied selbst unter Befügung eines Ausweises über die Mitgliedschaft dem Vorstand einzureichen.

## Zur Beachtung! • Zuzug ist fernzuhalten:

von Metallarbeitern aller Branchen nach München (Bausler, Werke, U.-S., Vereinigte Ofen- und Herdfabriken Gärner & Co., U.-S., J. W. Gögglmann) St.;  
von Metallarbeitern nach Wittenberg (Norddeutsche Aluminiumwerke Wittenberg, Rothenard) Wt.  
A = Lohnbewegung; D = Differenzen; v. St. = Streit in Sicht; St. = Streit; M. = Maßregelung; Mi. = Mißstände; A. = Ausperrung.  
Arbeitsuchende Mitglieder sind verpflichtet, auch wenn der betreffende Ort nicht in der Zeitung genannt ist, Erhaltung bei der zuständigen Ortsverwaltung oder, wo eine solche nicht besteht, beim Vorstand einzuholen. Das Schriftstück ist von der Verwaltung, der das Mitglied zurzeit angehört, zum Ausweis der Mitgliedschaft abzugeben.  
Anträge auf Verhängung von Sperren müssen von den Ortsverwaltungen über die Bezirksleitungen an den Vorstand eingereicht werden und ausreichend begründet sein.

## Verbandsanzeigen

**Gilbeshelm.** Geschäftsführer sofort gesucht. Bewerber müssen mindestens fünf Jahre ununterbrochen dem Verband angehört haben. Genauere Kenntnisse der Verbandsangelegenheiten und besten Aufgabens und des Arbeitsrechtes sowie rednerische Fähigkeiten und Verhandlungsfähigkeit sind unbedingt erforderlich. Gehalt nach den Beschlüssen des Verbandstages. Bewerbungen mit Angaben der bisherigen Tätigkeit in der Arbeiterbewegung, Alter, Beruf, Mitgliedschaftsbauer und Familienverhältnisse sind bis zum 16. Juli 1927 mit der Luftschiffbewerber an die Ortsverwaltung Gilbeshelm, Götchenstraße 24, zu richten. Berücksichtigt werden nur Bewerber aus der Verwaltungsstelle Gilbeshelm.

Siegen. Als Geschäftsführer würde der Kollege Peter Müller, früher in Höchst a. M., gewählt. Den Bewerbern besten Dank.  
Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Röntgenstraße 16

**ZIGARETTEN** GEWERKSCHAFTER  
GEG-ZIGARETTEN  
IM KONSUMVEREIN

**Der Wirt mit dem Westphal**  
Set ihn bereit, spart Geld! Wählen Sie als tägliches Getränk  
**Westphals Kaffee-Erbsen-Mischung**  
Sie macht vorzüglich und ist billig.  
3 1/2 Pfund in hübscher Standdose Mk. 6.40 portofrei ins Haus.  
Oskar Westphal, Kaffeegroßhandl., Altona 946, Hamburg

**Oten Putzen ENAMELINE benutzen!**  
ENAMELINE  
Werkzeuge  
ENAMELINE-WERKE HÖCKST & M.  
Abt. 2

**Tüchtige unverh. Optiker**  
Kriegler-Bank, Finanz-Expedit., Berlin SW 11

**Tüchtige Mechaniker**  
**Großes Lanther Schuhhaus**  
nimmt nun Vertreter an  
Kriegler-Bank, Finanz-Expedit., Berlin SW 11

**Unwiderruflich**  
Ziehung 20.-22. Juli  
**Deutsche Wohlfahrts-Lotterie**  
80 000  
30 000  
20 000  
10 000  
Los 1 M. 30 Pf. extra.  
5 Lose zusammen 5 Mk.  
A. HOLLING, BERLIN SW  
Unter den Linden 24.  
Postfach 10000 Berlin 26328.

**Gratis Preisliste**  
Sendet Gummil-Medien  
BERLIN SW 65  
Alte Jakobstraße 8  
Sanitätshaus „Mentor“  
NÜRNBERG III  
Karolinenstraße 47  
Spezial-**Klopplopf**  
GUMMIBANDER  
-Preisliste franko!

**Tüchtiger junger Metall-former**  
persönlich gesucht  
Offerten an die Expedition d. Zeitung

**Reflexpreis nur 4 Mark**  
Inhalt echte deutsche Fert.-Unteruhr Nr. 52 hart bern., ca. 2000 Bort gen. reg. nur 4.-  
Nr. 53 dieselbe mit Quarz, nur 4.-  
Nr. 54 dieselbe mit Quarz, u. Schurz, nur 5.-  
Nr. 55 dieselbe mit Quarz, u. Schurz, nur 5.-  
Nr. 56 in Sprung, ganz versch., nur 12.50  
Nr. 57 Damenuhr sehr in. Schurz, nur 7.50  
Nr. 58 dieselbe, kleiner Format, nur 10.-  
Nr. 59 Uhr, sehr schön, 10.50  
Metall-Uhrgehäuse, nur 0.50  
Passageruhr, versch. u. 50, sehr schön, nur 1.50  
echt versch., 2. Golddoubletette, nur 5.-  
Nr. 47 Armbrustuhr m. Klein, nur 5.-  
Nr. 44 Uhr, kleine u. m. best. Wert nur 12.-  
Wieder, prima Waffenerw., nur 3.-

**Größte Produktion der Welt!**  
**OPEL**

**Billige böhmische Bettfedern**  
Eisig ganz geschlossene Nr. 2, 1.20  
hellweiche Nr. 4, 1.50  
hellweiche Nr. 6, 1.70  
hellweiche Nr. 8, 1.90  
hellweiche Nr. 10, 2.10  
hellweiche Nr. 12, 2.30  
hellweiche Nr. 14, 2.50  
hellweiche Nr. 16, 2.70  
hellweiche Nr. 18, 2.90  
hellweiche Nr. 20, 3.10  
hellweiche Nr. 22, 3.30  
hellweiche Nr. 24, 3.50  
hellweiche Nr. 26, 3.70  
hellweiche Nr. 28, 3.90  
hellweiche Nr. 30, 4.10  
hellweiche Nr. 32, 4.30  
hellweiche Nr. 34, 4.50  
hellweiche Nr. 36, 4.70  
hellweiche Nr. 38, 4.90  
hellweiche Nr. 40, 5.10  
hellweiche Nr. 42, 5.30  
hellweiche Nr. 44, 5.50  
hellweiche Nr. 46, 5.70  
hellweiche Nr. 48, 5.90  
hellweiche Nr. 50, 6.10  
hellweiche Nr. 52, 6.30  
hellweiche Nr. 54, 6.50  
hellweiche Nr. 56, 6.70  
hellweiche Nr. 58, 6.90  
hellweiche Nr. 60, 7.10  
hellweiche Nr. 62, 7.30  
hellweiche Nr. 64, 7.50  
hellweiche Nr. 66, 7.70  
hellweiche Nr. 68, 7.90  
hellweiche Nr. 70, 8.10  
hellweiche Nr. 72, 8.30  
hellweiche Nr. 74, 8.50  
hellweiche Nr. 76, 8.70  
hellweiche Nr. 78, 8.90  
hellweiche Nr. 80, 9.10  
hellweiche Nr. 82, 9.30  
hellweiche Nr. 84, 9.50  
hellweiche Nr. 86, 9.70  
hellweiche Nr. 88, 9.90  
hellweiche Nr. 90, 10.10  
hellweiche Nr. 92, 10.30  
hellweiche Nr. 94, 10.50  
hellweiche Nr. 96, 10.70  
hellweiche Nr. 98, 10.90  
hellweiche Nr. 100, 11.10

**Die deutsche Elektrizitätsversorgung**  
Das Buch kann zum Preise von 5 Mk. durch alle Verwaltungen bezogen werden  
Bei der Verlagsgesellschaft des DMV in Stuttgart erscheint demnächst: